

DER MARIENBOTE

Mai 1960



Blümlein,
Hold gold'nes Glöcklein,
Läutest
Frühling mir zu.
Blümlein,
Still dort am Wege,
Lege
Ins Herz mir Ruh'.
Der dich so lieblich ersonnen,
Bronnen
Ist Er auch mir.
Blümlein,
Hold gold'nes Glöcklein,
Läute
Dem Herrn mich zu.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | Mai. 1960, Battleford, Sask. | No.8

Dies und Das

Unbeliebt Im Trierer Sonntagsblatt "Paulinus" lesen wir Worte, die den unterzeichneten "IK' genau so "unbeliebt' machen könnten wie jene es sind, über die er schreibt. Man hört nicht gern die Wahrheit. Und hier im Ausland ist es nichts Neues, daß man ungut über uns spricht und auch schreibt, obwohl wir nicht sagen können, daß man hier den ehrlichen Mann nicht achte, sobald man wisse, welchen Landes Kind er sei. Der "Paulinus" schreibt:

"Wir Deutsche sind nicht beliebt in der Welt. Zwar machen wir uns häufig etwas vor und glauben, das Ausland müsse uns ob unserer Tüchtigkeit genau so schätzen wie wir es selbst tun. Aber gerade unsere verbissene Tüchtigkeit, das pausenlose Schaffen und Raffen macht uns mit einigem Recht in den Augen der anderen verdächtig. Sie stellen genau jene Frage, die wir fast immer unterlassen, die Frage: Wozu?

"Wer so schafft, sagen sie sich, der muß doch etwas wollen, etwas im Schilde führen. Und so kommen wir in den Verdacht, nichts anderes zu wollen als eine Revanche für die Niederlagen der Vergangenheit. Niemals werden wir dem Ausland klarmachen können, daß wir nur schaffen und raffen des Anhäufens wegen, und daß wir damit keinen anderen Zweck verbinden als das Besitzenwollen. Diese Haltung ist so primitiv, daß sie uns nicht geglaubt wird. Es ist die Haltung weder eines Geizkragens oder eines Protzes. Weder der Geizkragen noch der Protz sind beliebt.

"Die Deutschen selbst werden es weit von sich weisen, Geizkragen oder Protze zu sein. Um so merkwürdiger aber, daß sie sich ganz wie diese verhalten. Das Volk der Dichter und Denker erschien dem Ausland eine Zeitlang als ein Volk von Henkern, und jetzt seit geraumer Zeit als ein Volk von Managern. Es hat keinen Sinn, daß wir uns etwas vormachen, so ist es und nicht anders. Was ist also erstaunlich daran, daß das Ausland uns mißtrauisch beobachtet und jeden Fehltritt der Deutschen durch die vergrößernde und vergröbernde Linse zieht. Die Übergriffe antisemitischer Lümmels und das Wiederauftauchen der Hackenkreuze und das Echo darauf dürften uns genügend darüber belehrt haben, wie wir eingeschätzt werden.

"Wir sollten so selbstkritisch sein, zuzugeben, daß das Urteil des Auslandes nicht nur aus Ungerechtigkeit besteht. Uns scheint — und das ist sicher etwas sehr Positives — daß diese Selbstkritik allmählich um sich greift, dass das Gefühl dafür wächst, die Deutschen müßten allmählich mehr tun ,als sich wirtschaftlich nach oben bringen und äußerliche Macht ansammeln. Unser Wohlstand darf uns nicht krank machen und überheblich, er enthält vielmehr in sich die Verpflichtung zu Taten. Es gibt Taten in unserer jüngsten Geschichte: die Eingliederung von mehr als zehn Millionen Flüchtlingen zum Beispiel.

Aber es scheint, als sei das im Wesentlichen eine behördliche Tat, die vom Volke zähneknirschend geleistet worden ist. Die Freudigkeit und die echte Bereitschaft sind dabei zu kurz gekommen.

"Unsere Zeit ist voller moralischer Aufgaben. Die Deutschen sollten sich diesen energisch zuwenden und damit beweisen, daß sie nicht im Materialismus versinken, nicht nur ihre Not in Luxus verwandeln, sondern gemäß ihrer großen Möglichkeiten die Not der anderen lindern und beseitigen.'

Soweit der "Paulinus". Hier bei uns in Canada kann man nicht gerade behaupten, daß man uns als ein "Volk von Managern' betrachtet, trotz der vielen unter uns gebräuchlichen Aktentaschen. Man spricht von uns aber als Materialisten und als eingebildete Menschen. Man wirft uns das Streben nach zu schnellem Hochkommen vor. Und zwar nicht nur nach materiellem Hochkommen, das heißt nach eigenem Haus und Auto, sondern auch am Arbeitsplatz. Es gibt halt solche, die wirklich auf Anstellung als Manager ausgehen, und zwar auf Grund, wie sie behaupten, ihrer "besseren deutschen Vorbildung und Fachkenntnisse". So etwas macht uns gerade nicht beliebt, weder unter Arbeitskollegen noch bei unseren Vorgesetzten.

Gerade heute laufen wieder einmal Artikel über das "Herrenvolk" durch unsere Zeitungen. Die leichteste — und auch unfruchtbarste — Art dagegen vorzugehen ist selbstverständlich das "entrüstete Protestieren". Weit besser wäre es, daran zu denken, daß wir nicht nur deutscher, sondern auch christlicher Abstammung sind. Jene drüben in Deutschland, die heute noch echt in ihrem Christentum sind, echt katholisch oder echt evangelisch, suchen drei Dinge zu leben: Treue in glaubender Liebe zu Gott, bescheidene doch echte Freundlichkeit jedem Nächsten gegenüber, und größte Hilfsbereitschaft für alle, die in Not sind. Denken wir nur einmal an die großen Fastenaktionen der deutschen Katholiken von 1959 und 1960. Oder an die vom "Paulinus" erwähnte Eingliederung von zehn Millionen Flüchtlingen.

Leider sind wir hier im Ausland dem Christentum nicht treu geblieben. Welch andere edle Werte können wir nennen, die uns zum Mitmenschen unter vielen anderen Menschen werden lassen? Die tragische Geschichte vom "Übermenschen" hat sich uns und der Welt sehr übel bezahlt. Man kann tun was man will, sie wird in der Geschichte bleiben. Und zwar als Kapital größter Unehre.

Die von uns so oft betonten Werte des "Deutschseins" — wer kann sie uns definieren? Die Welt ist groß, und sie ist nicht nur deutsch. Zweidrittel der Menschheit sind farbig, ein Drittel ist weiß, und unter diesen Weißen sind wir Deutsche nur ein kleines Teilchen. In einer Welt von Menschen, lehrt das Christentum, geht es immer nur darum, als Mitmensch zu leben und seinen Nächsten als Mitmenschen zu behandeln. Das Erste und das Höchste ist: Gottähnlicher und gottverbundener Mensch zu sein.

Hier sind wir nun auf christliche Tatsachen gestoßen, von denen selbst im modernsten atomischen und raumstürmenden Zeitalter alles abhängt. Der Mensch ist in seinem Allerletzten und Allertiefsten nicht auf sich selbst hingerichtet, auch nicht auf die Räume des Weltalls, er ist auf Gott hingeordnet. Und dieses Hingeordnetsein ist des Menschen Weltordnung. "Was ist der Mensch vor Gott?" heißt unser größtes und wichtigstes Problem. Die Schlußfolgerungen, die wir aus der rechten oder aus der schlechten Antwort auf diese Frage ziehen, machen uns dann entweder christlich in unserer Gesinnung, oder unchristlich. Als dritte Möglichkeit besteht dann noch die Oberflächlichkeit, an der so viele zu leiden scheinen, die nicht mehr wissen, ob sie überhaupt etwas sind. Ob sie überzeugte Christen oder überzeugte Nichtchristen sind.

Uns mangelt es an Überzeugungstreue. Es stimmt schon, was man von uns sagt: Wir suchen materiell hochzukommen. Geistig, meinen wir, seien wir bereits hoch über allen anderen, und zwar unserer Abstammung wegen. Drum sei nicht mehr viel Zeit für das Geistige zu verschwenden.

Was haben doch die Meister in die Glocken hineingebetet, die sie für unsere Kathedralen gossen. Das ist nicht nur metallener Klang, was da von den Türmen der Kirchen der Heimat läutet: Es zeugen die Klänge von einem Glauben und Hoffen und Lieben, dem heilige Menschen entwuchsen, der edlen Menschen die Besten.

Wir überhören heute der Sonntagsglocken Rufen. Wie wir das Christliche einfach nicht mehr hören, das immer noch aus eigenem Geist uns anspricht. Seitdem das Christliche uns nicht mehr viel gilt, wissen wir auch kaum noch, was wir mit uns selbst während des Gottesdienstes anfangen sollen: Überhaupt, was wir mit Gott anfangen sollen. Wo der Mensch mit Gott nichts mehr anzufangen weiß, da geht ihm auch das christliche Verhältnis zum Mitmenschen verloren.

Macht sich der Mensch bei Gott beliebt, dann

"Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter sende"

Von P. Weh SJ

Der heilige Paulus schreibt an die Römer: "Wie sollen die Menschen glauben, ohne Verkündigung des Glaubens? Wer soll verkünden ohne Sendung?" Das gleiche gilt für den doppelten Auftrag beim eucharistischen Abendmahl: "Nehmet hin und esset, trinket alle! Tut das zu meinem Andenken!" Es braucht immer wieder und in hinreichender Zahl Priester, die Brot und Wein verwandeln, Christi Opfer erneuern, den Gläubigen den Leib und das Blut des Herrn zum Genusse reichen. Was könnte es nützen, wenn die Kinder Gottes aus aller Welt um den Tisch sitzen und in allen Sprachen nach Brot rufen, wenn niemand ihnen das wahre, lebendige Himmelsbrot reichte? So gehört es mit zu den Anliegen und Aufgaben des Eucharistischen Kongresses, daß alle Gläubigen beten und mithelfen, die gegenwärtige Priesternot zu beheben.

Der Priestermangel war uns vom Hörensagen bekannt. Wir wußten, daß in Frankreich ein Priester manchmal fünf bis sechs Gemeinden zu betreuen hat. Vielleicht kam uns auch zu Ohren, in Mittel- und Südamerika gäbe es Gebiete — weit zerstreut und unwegsam — wo auf 10 000 bis 15 000 Katholiken nur ein Priester trifft. In den Missionen kann man alle Augenblicke einem Menschen begegnen und erst nach Stunden einem Christen: unter 100 000 bis 120 000 Menschen findet man erst einen Priester. Nun aber können auch bei uns in Deutschland die Bischöfe freie Pfarreien vielfach nicht mehr besetzen. Die Zahl der Weihekandidaten nimmt von Jahr zu Jahr ab. Die Ausfälle der Kriegsjahre konnten nicht gedeckt werden durch die Flüchtlingsgeistlichen, da mit ihnen ja auch viele Katholiken aus den Ostgebieten kamen. Kriegsentbehrungen, Verfolgungszeit und Alter sind an den noch amtierenden Priestern nicht spurlos vorübergegangen. Wohl sind die höheren Schulen bis jetzt fast überstark besucht — namentlich in den unteren Klassen. Die Diözesen und Orden haben ihre Seminarien vermehrt und erweitert. Auch für Spätberufene wurden Bildungsstätten geschaffen, um auch reiferen Menschen den Zugang zum Priestertum zu ermöglichen. Trotz allem Bemühens ist aber noch kein Ende der Priesternot abzusehen.

Erfordernisse des Priesterberufes

Gewiß verlangt Gott und die Kirche viel vom Pristerkandidaten. Der Berufene stehe vor großen Anstrengungen und Aufgaben. Darum ist körperliche Gesundheit erfordert. Wenn mit Recht auf den Zusammenhang Leib-Seele von ärztlicher Seite her wieder verwiesen wird, dann muß auch die Kirche darauf achten, daß nur seelisch Gesunde zur Weihe kommen. Stark Nervöse, Ängstliche, mit Hemmungen belastete, Menschen ohne eigenes klares Urteil, unüberlegte und unbeherrschte Triebmenschen sind ungeeignet fürs Priestertum. Bekanntlich spielt in diesen Dingen Vererbung oft eine Rolle. Es mag hart erscheinen, einen solchen sonst guten Menschen vom Priestertum ausschließen zu müssen. Dem Betroffenen haftet deshalb keine Schuld an. Frommer Wunsch und guter Wille allein sind noch nicht Eignung und echter Beruf.

Herr und Meister des Priesters muß Gott sein. Das Haus Gottes — das Bethaus — seine Heimat. Der Priester muß fromm sein, innerlich, mit Gott verbunden. Die Kirche drückt dem Priesterkandidaten bei der Subdiakonatsweihe das Brevier in die Hand und verpflichtet ihn zu bestimmten Gebeten und Schriftlesungen jeden Tag. Dieses "Pflichtgebet" ist für ihn wesentliche, tägliche Aufgabe: er ist dafür bestellt und dafür freigestellt, daß er im Namen und als Stellvertreter des Volkes tagtäglich lobpreise und für das Volk Gnade erflehe. Er kommt dieser Pflicht nach im Verein mit Jesus, dem ewigen Hohenpriester, der ohne Unterlaß für uns betet und sich opfert. Die Kirche empfiehlt dem Priester auch noch manch andere geistliche Übungen. Auch dem Priester kann das Beten schwerfallen ,auch für ihn kommen Zeiten der Prüfung, Trockenheit, Trostlosigkeit, wie für den Meister am Ölberg. Seine innere Haltung und Gesinnung muß aber "in dem sein, was des Vaters ist". Er muß des Vaters Ehre suchen und immer wieder sich zum Willen des Vaters durchringen im Gebet.



Mit der Brevierpflicht übernimmt der Weihekandidat die Pflicht des Zölibates, d. i. die Reinheit und Ehelosigkeit. Wo der Herr davon spricht, sagt er: "Wer es fassen kann, der fasse es!" Der

---

ist er noch lange nicht bei seinen Mitmenschen beliebt. Doch darum, beliebt zu sein, geht es im Christentum ja gar nicht. Dort handelt es sich nur darum, den Mitmenschen zu achten, zu ehren und zu lieben als Bild Christi. Eine einfache Weisheit, fromm klingend, doch ernst und tief und wahr.

– Der Schriftleiter

Priester ist und bleibt Mensch: so bleiben ihm auch Kämpfe um die Reinheit nicht erspart. Die Kirche hat aus guten Gründen und sicher unter Leitung des Heiligen Geistes ihren Priestern im lateinischen Ritus den Zölibat zur Voraussetzung gemacht: freiwillig übernimmt der Kandidat diese Pflicht. Niemand wird zum Priestertum gezwungen. Berufung ist Gnade: Gott bietet an. Er gibt dem jungen Menschen den Gedanken ein: Komm, folge mir! Werde Priester! Er läßt ihn darüber unterrichten, was gefordert wird und was es kostet — worauf er verzichten muß, wenn er der Einladung Christi folgen will. Ist einer wirklich berufen, dann kommt er auch über die Schwierigkeiten der Entwicklungsjahre hinweg und wird auch mit dem natürlichen Verlangen nach Ergänzung und Geborgenheit in der Ehe fertig. Es darf einen Kampf kosten, ein gespürtes Opfer sein. Wer die Kraft aufbringt zu sprechen: Der Herr und seine Liebe genügt mir; er ist mir jedes Opfer wert; er hat mir bisher geholfen, er hilft mir zur Durchführung des Verlangens und Entschlusses Priester zu werden. — Wer dies in klarem Überlegen, in Ruhe und mit festem Wollen "fassen kann, der fasse es" und spreche das Ja: Herr, hier bin ich; nimm mein Opfer! Nimm es gnädig an! Die Annahme durch den Bischof und die Kirche ist das Siegel der Berufung.

Neben körperlich-seelischer Gesundheit und religiös-sittlicher Stärke und Bewährung wird vom Priesterkandidaten auch eine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung verlangt. Nach vier — fünf Jahren Volksschule und (bei uns) neun Jahren höherer Shule — am besten Gymnasium — folgen zwei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie vor der Weihe. Der Priester soll "allen alles werden", um alle für Christus zu gewinnen. Da muß er allen sich anpassen, alle zu verstehen suchen, aller Vertrauen gewinnen, soweit dies möglich ist.

"Bittet den Herrn der Ernte!"

Priesterberuf ist Gnade und muß wie alle Gnade erbetet werden. Das Wort Christi: "Die Ernte ist groß, die Arbeiter sind wenig. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!" gilt für Zeiten des Priestermangels dringlicher denn je. Immer schon hat die Kirche in den Quatemberwochen als altherkömmlichen Weihetermin für die Priesterkandidaten eifrig beten lassen. In unserer Zeit hat sich durch das Bemühen des Pater Paschalis Schmid der Prie-



Des Kindes Berufung wurzelt in Gott und im Beten der Eltern

sterdonnerstag oder Priestersamstag (vor oder nach dem Herz-Jesu-Freitag) weithin eingebürgert. Die Kirche hat für diesen Tag eine Votivmesse zu Ehren Jesu Christi des Ewigen Hohenpriesters, gestattet, bei deren Feier ein ähnlich starker Kommunionempfang zu beobachten ist wie an den Herz-Jesu-Freitagen. Dabei ist das Gebetsanliegen, Gott möge die Zahl der Priester mehren, aber auch die Erwählten in ihrem Berufe treu und eifrig erhalten und sie heiligen. Mehr Priester, — heilige Priester, es geht alle an: die Heimat wie die Missionsländer, das gläubige Volk wie die Priester selbst. Ja, auch die Priester, daß sie nicht unter der Last erliegen und nicht, in den Strudel der Welt hineingezogen, veräußerlichen.

Durch den Priestertag allmonatlich ist auch das Päpstliche Priesterhilfswerk rasch volkstümlich geworden. Die Mitglieder verpflichten sich neben täglichem Gebet zu einem monatlichen Almosen für die Unterstützung bedürftiger Priesterkandidaten. Man darf wohl sagen, daß Armut und Bedürftigkeit kein Hindernis sind, um sich zum Studium zu melden und Priester zu werden. Haben früher milde Stiftungen Freiplätze geschaffen, fromme Hausfrauen ihren Studenten mütterlich überwacht, daß er sein hohes Ziel nicht aus dem Auge verliere, so hilft heute das Priesterhilfswerk der Diözese oder die Pfarrgemeinde selbst sieht es als Ehrensache an, den eigenen oder fremden Studenten bzw. ihrem Pfarrer oder Bischof die finanzielle Sorge abzunehmen. Ein Ähnliches gilt für die Ausbildung von Missionaren, wobei die Orden selbst keine Opfer scheuen.

Die Quelle der Berufung

Und trotzdem so wenig Priester! Läßt Gott den Mangel zu, daß man die Gnade, Priester zu besitzen, wieder schätzen lerne? Oder fehlt es an der Quelle der Berufung — an den Familien? Leider ist wahr, daß auch sich für gut christlich haltende Familien, die mit Priestern und Ordensleuten gut stehen, es doch nicht gerne sehen und ungern die Erlaubnis geben, wenn eines ihrer Kinder sich für den Priester- oder Ordensstand entschließt. Weite Kreise unseres Volkes sind dem Materialismus und Mammonismus, der Raffsucht und Genußsucht unserer Zeit verfallen, halten das Opferleben des Priesters und der Ordensleute für ein Unglück. Sie ahnen nicht das innere Glück, die Freude und den Frieden derer, die, berufen, es mit ihren Berufe ernst nehmen.

Wo Gott das jüdische Volk an seine Auserwählung erinnert, läßt er den Propheten sprechen: "Schon im Mutterschoß hat der Herr mich berufen, unterm Mutterherzen hat er meiner gedacht." Ähnlich drückt St. Paulus sich aus, wo er seine Berufung zum Apostelamt erwähnt. Dieser Text will die Größe und Erhabenheit

der Berufsgnade und den Ernst Gottes bei der Auserwählung zum Priestertum hervorheben. Wenn dabei die Mutter erwähnt wird, ist dies ein Zeichen, wie wichtig und bestimmend der mütterliche Einfluß für den Priesterkandidaten ist. Elisabeth, die Mutter des Täufers, wurde noch vor dessen Geburt "von Heiligen Geist erfüllt". Um seinem Sohn, unserem Mittler und Erlöser, eine würdige Mutter zu bestellen, hat Gott Maria unbefleckt und "voll Gnade" geschaffen.

Die Berufung zum Priestertum bleibt freie Gnadenwahl Gottes. Eine christliche Mutter ist dabei häufig der Anfang der Gnaden. Viele Priester bezeugen: Wie hat meine Mutter gebetet! Ihr verdanke ich es, daß ich jeden Morgen am Altar stehen darf. Frommer christlicher Familiengeist lehrt das Kind schon früh beten, führt es zur Kirche, bringt es mit Altar und Priester in Verbindung. Kindliches "Pfarrer-Spielen" ist nicht Beweis, kann aber Anzeichen erwachenden Berufes sein. Frühes Miterleben des Heilsgeschehens im Verlauf des Kirchenjahres, Beispiel der Eltern, Gewöhnung des Kindes an Opfer, Ehrfurcht vor dem Priester, den das Kind in der Kirche bei der heiligen Handlung beobachtet, Erziehung zu frühem und eifrigen Sakramentenempfang, womöglich auch Altardienst, sind Punkte, die den Beruf erkennen und reifen lassen. In der Schule muß sich dann zeigen, ob die fürs Studium nötigen Talente vorhanden sind.

Mit den Entwicklungsjahren wird die vorher vielleicht kindliche Sicherheit etwas erschüttert. Ringen und Kämpfen, innere Stürme dürfen dem Priesterkandidaten nicht erspart bleiben, soll er später wie ein starker Baum allen Unwettern trotzen. Soll er andere verstehen und führen, muß er an sich selbst die Prüfung erfahren. Hier kann das Gebet der Familie und Gemeinde viel nützen, daß der scheinbar erloschene Stern dem Christus-Sucher bald wieder leuchte. Ein vertrauter Seelenführer ist in dieser Zeit besondere Gnade, wie dies z. B. der heilige Petrus Canisius von sich bezeugt. Nach dem Abitur übernimmt bei regelmäßigem Werdegang das Priesterseminar die Führung, die Prüfung und Verantwortung, ob Eignung fürs Priestertum vorliege. Das entscheidende Wort spricht der Bischof, der den Kandidaten annimmt, und der Kandidat, der sich freiwillig zur Weihe stellt.

Herr gib uns Priester, heilige Priester. –

Die "vergessenen" Haende

Von Georg Raueiser

Monoton ist das Rattern der Räder.

Die richtige Musik, denkt der Mann von dem älteren Ehepaar, um ein Nickerchen zu halten. Und schon sind seine Augen zu. Ganz das Gegenteil macht sich bei dem Kleinen bemerkbar. Jetzt, da die Schokolade verzehrt ist, sucht er sich eine neue Beschäftigung. Er beginnt zu fragen. Aber nicht seine Mutter, sondern das Fräulein, das im Modejournal liest.

"Wie heißt du denn, Tante?"

Die Angesprochene blickt freundlich auf: "Ursula. — Und wie heißt du, kleiner Mann?"

"Hansjürgen Thomas und bin sooo alt . . ." Mit der rechten Hand bemüht er sich vier Finger zu zeigen.

Die bis dahin kühle Reserviertheit in dem Abteil verliert sich durch ein allgemeines Lächeln. Und der junge Mann am Fenster denkt: ein Kind hat es doch leicht, Bekanntschaft zu machen. — Doch schon fragt ihn der Kleine auch nach seinem Namen und reicht ihm zur Begrüßung die Hand.

So kommt es, daß bald jeder Mitreisende in diesem Abteil den Namen des anderen erfährt. — Den Vornamen natürlich nur. —

Der Mann im grünen Lodenmantel hat sich jetzt auch herumgedreht und schaut dem lustigen Treiben des Kleinen zu.

"Hast du auch einen Namen, Onkel?" fragt ihn der Junge.

"Natürlich, ich heiße Helmut."

"Guten Tag, Onkel Helmut", begrüßt ihn der Kleine, macht einen Diener und hält ihm sein Händchen hin.

Der Mann im grünen Lodenmantel scheint ratlos. —

Will er dem Kind denn nicht seine Hand reichen? — Noch hält er seine Hände tief in den Manteltaschen verborgen. Alle schauen ihn an; manche fragend, andere empört über sein Verhalten.

Die Mutter ruft ihren Jungen zu sich. Der gehorcht aber diesmal nicht. Seine unschuldsvollen Kinderaugen blicken den Mann groß an.

"Willst du mir denn keine Hand geben, Onkel Helmut?"

"Doch mein Junge, gerne, aber . . ." Was soll er dem kleinen Jungen sagen? — Die Wahrheit, daß er keine Hände mehr hat — daß sie draußen liegen, irgendwo im Osten. — Soll er ihm die Ersatzhände zeigen, diese Zangen aus Metall —? Nein, das würde das Kind erschrecken.

Kann ihm denn keiner helfen? Keiner . . .? Nein —! "Aber . .", begehrt der Kleine zu wissen.

Da bückt sich der Mann zu dem Jungen herunter und wichtig und geheimnisvoll versucht er zu erklären: daß er ein paar ganz moderne Hände habe .

"Weißt du, Hansjürgen", so sagt er, "meine Hände, die kann ich an- und abschnallen, wie es mir gefällt. — Ja, das ist eine ganz neue Erfindung."

"Hast du sie denn jetzt nicht bei dir, deine Hände?' fällt ihm der Kleine ins Wort.

"Nein, stell' dir vor, die habe ich eben vergessen, weil ich so eilig war und den Zug noch mitbekommen wollte . . ."

Die Insassen des Abteils sind längst nicht mehr empört über das Verhalten des Mannes. In Gedanken schämen sie sich wegen ihres Vorurteils.

"Hansjürgen", ruft die Mutter, "komm, wir müssen aussteigen!"

Ein schriller Pfiff hallt über den Bahnsteig. Ein paar Wagentüren knallen noch zu. Und der Zug rollt langsam aus dem Bahnhof. Der Mann im grünen Lodenmantel holt ein Zigarettenetui aus seiner Manteltasche. Die Abteilinsassen sehen nicht, wie er es öffnet. Er hat sich wieder zum Fenster gewendet. Ein kurzes Klicken von Metall ist alles, was sie hören.



Zuflucht der Suender

Vom Schriftleiter

Wenn es im Mai vom Kirchturm läutet, früh beim Sonnaufgehen Gott zum Lob, mittags zum Blick vom Grau der Erde hinauf zum hohen Himmel, abends zur Ruh' dem müden Menschen, müde oft von Taten der Sünde, dann grüßt wer ans dieser Welt der Verwirrung von Geist und Herz noch beten kann, die Jungfrau Maria mit den Osterworten: "Freu' dich, du Himmelskönigin!"

Vom Kreuz und vom Segen der Ostern her ist der Monat Mariens, der Mai, ganz übergossen. Wenn wir auch Ostern am frühmöglichsten Tage begehen würden, am 22. März, würden wir bis Mitte Mai, bis zum 16. des Monats, dieses Oster-Mariengebet an Stelle des "Engel des Herrn" beten. Am 16. Mai wäre dann nämlich Samstag vor Dreifaltigkeit, der Tag, an dem wir wieder den "Engel des Herrn" zu beten beginnen. Meistens ist Ostern jedoch erst nach dem 22. März und Samstag vor Dreifaltigkeit somit auch später, so daß wir oft den ganzen Mai hindurch Maria grüßen von Ostern her.

"Freu' dich, du Himmelskönigin!"

Arm an jener Freude, von der hier die Rede ist, lebt der Mensch tief in den Tälern dieser Welt. Er glaubt jedoch auf hohen Höhen zu sein. Hoch genug, um auf Gott entweder ganz, oder wenigstens vorläufig verzichten zu können, wie er meint. "Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei", sagt das Buch der Bücher (1. Kor. 13:13). "Diese drei" sind auch dem modernen Menschen geblieben. Nur daß sie nicht auf Gott hinzielen, sondern dem Bösen zu drängen, höchste Gnadenordnungen vernichtend. Das öffentliche Leben unserer Welt, das Nationale, Internationale, Erziehung, Geschäft, Wissenschaft, Unterhaltung, bekennt sich immer lauter zur Freiheit von Gott. Und das persönliche Innenleben der Einzelnen ist öde geworden und leer. Zwar wird noch vom Glauben an Gott geredet, viele unserer Christusbekenner sind aber auch schon fast ganz von der "Trägheit im Frommen" ergriffen, die eine der sieben totwirkenden Hauptschwachheiten des gefallenen Menschen ist. Einer wahrsten "Abneigung gegen alles Überirdische" kommt diese Trägheit gleich, schreibt St. Thomas (Quaest. disp. de malo, 8, 1). Einer Abneigung, die wachsende Zuneigung zum Bösen gebiert, zur Sünde.

Es ist nämlich "die Regel, daß man im Guten und auch im Bösen von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit voranschreitet" (St. Thomas, II, II, 14, 4), daß man vollkommen wird in Tugend und Heiligkeit, oder aber in Sünde und innerster Bosheit.

Von Sünde zu Sünde fallen wir, hinein ins Gottlose. Lange können wir uns selbst täuschen, doch nicht für immer. Tief in unserem Tiefsten, dort, wo hinabzuschauen wir uns fürchten, wissen wir wohl, daß die "neue Erde" der modernen Welt, daß auch die persönliche Welt, die wir uns durch unseren täglichen freien Entschluß für die Sünde immer tiefer der Hölle zu bauen, trotz ihrer Freuden und Lichter und Mächte und Gewalten nichts anderes ist als jene erschauernde "falsa similitudo", jenes falsche Nachbild, von uns gebaut, um die zerstörte, nicht gewollte Gnadenschöpfung Gottes zu ersetzen, von der St. Thomas spricht (II,II, 21, 3).

Gnade ist es, wenn uns in unserer Verblendung doch noch von Zeit zu Zeit die Bedrängnis kommt. Die quälende Frage der in uns lebenden Seele: Wie wird es sein, wenn der Herr zum zweiten und zum letzten Male sagen wird, und zwar einem jeden von uns ganz persönlich, "daß es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht"? (Joh. 16:8).

Wenn diese Bedrängnis kommt, dann "ruft, wer noch rufen kann, Maria flehend an: Hilf uns, Maria, Maria hilf!" Dann betet, wer noch Glauben hat, zur Jungfrau Maria, zur Zuflucht der Sünder. Und es steigt der Mensch zu dieser Stunde aus der Welt seiner freudlosen Freuden, seiner zweifelnden Überlegungen, seiner rechthaberischen Diskussionen ins Religiöse. Das Vertrauen, das selbst den tiefstgefallenen Sünder ergreift, wenn er sich einmal entschließt, aus der Not seiner erkannten Schuld zur Zuflucht der Sünder zu beten, ist wie von allen Gnaden des Hoffens und der Zuversicht getragen. Wie mit himmlischer Sicherheit überkommt es den Beter: Maria die Reine hört auf das Flehen des Unreinen! Und es kommen "Glaube und Hoffnung und Liebe, die drei", die Christus uns am Kreuz erworben. Ihre Sprache ist anders als die Reden "dieser drei", die uns die Welt zu geben sucht. Sie spricht die Worte des Demütigen vor Gott, der Rettung sucht durch die Mutter, weil er keinen anderen Ausweg aus seinem Elend mehr weiß.

"Die größte dieser drei ist die Liebe" (1. Kor. 13:13). Auch jene erwachende Liebe, die aus dem

Abgrund der Sünde zu den Abgründen des Ewigen ruft: Maria du Liebe — "du kannst mir ja helfen, du Mächtigste! Du willst mir auch helfen, du Gütigste! Du mußt mir jetzt helfen, du Treueste! Du wirst mir auch helfen, Barmherzigste!"

Und Maria hilft. Das wissen wir mit aller Sicherheit.

Sie ist die Gnadenvolle. An Marias Gnadenfülle aber gibt es viel Hoffnungsvolles zu bedenken. Es sagt uns Gott im Römerbrief (8:23), daß Gnade dem Sohne Gottes Jesus Christus gleichgestalte. Und zwar in vielen Dingen. Es wird der Mensch durcht die Gnade zum Abglanz der Heiligkeit, der innersten Herzensgesinnung, des heiligen Tun und Wirkens, ja selbst des Weges Christi von Bethlehem bis zum Kreuz, vom Grab bis zur Auferstehung und strahlenden Himmelsglorie. Das alles wird uns von Gott in der Heiligen Schrift gesagt.

Wo nun der Gnade Fülle ist, wie in Maria, da ist auch alle Fülle der Gleichgestaltung mit Christus Jesus. Diese einfache Feststellung enthält vieles. Sie trägt in sich der Erlösung Herrlichkeiten und der Erlösung Bitterkeiten. Besonders wenn wir von Maria sprechen.

In ihr ist Christus Fleisch geworden — um in unser Schicksal einzutreten. In das Schicksal, von der Gerechtigkeit Gottes für die Sünde schwer geschlagen zu werden. Geschlagen bis zum Fluch (Gal. 3:13) und bis zum Sterben am Kreuz. Unser Schicksal hat Er auf sich genommen. Das wissen wir. Wir haben es schon tausendmal von den Kanzeln unserer Kirchen gehört. Wir segnen Gott für diese frohe Botschaft.

Weniger froh, schwer wie das Kreuz, ist jedoch die nächste Erlösungswahrheit unseres Glaubens, die da sagt, daß Christus aber auch jeden Erlösten in Sein Kreuzesschicksal aufgenommen habe. Was das für uns persönlich heißt, wollen wir später kurz besprechen. Vorläufig wollen wir bei unseren Überlegungen der Dinge Mariens bleiben.

Sie ist erlöster, begnadeter Mensch wie wir alle. Und doch ist sie anders, ganz einmalig, ganz eigener Art in ihrer Begnadigung und in ihrem Gnadenleben. Ergriffen von der Gnade, gesegnet von Gott (Luk. 1:28,45), erlöst von Ihm zum Leben als Gotteskind im Augenblick, da sie im Mutterleib ihr Menschsein begann, ist sie der einzige hier auf Erden schon vollerlöste Mensch. Sie war auch die erste, die ins Kreuzesschicksal Jesu hineingestellt wurde, und zwar so tief und so einzigartig, wie ihr die Begnadung kam.

In der Bitterkeit ihrer Schmerzen ist sie dann auch wie kein anderer Mensch dem Gekreuzigten gleichgestellt worden. Unberührt von jeder persönlichen Sünde, ganz ohne Schuld gleich ihrem Sohn, litt sie der Sünde anderer wegen. Sie hatte nichts abzubüßen. Und sie litt in der Fülle der Gesinnung Christi. Jesu Gesinnung aber, Seine Ihm ewig ureigene Herzenseinstellung, ist: Das Liebesdrängen des göttlichen Sohnes zum ewigen Vater, und das Drängen Seiner erbarmenden Liebe in die Tiefen, wo die Sünder sind, zu deren Mittler Er sich selbst gestelle hat. Zum Allewigen hinauf, zum letzten und allerletzten Sünder hinunter geht Jesu Lieben und Sinnen. So war es in Christus, als Er hier auf Erden zu unserer Erlösung unter uns weilte, und so wird es bleiben in Ihm bis zu jener Stunde, da es keine Sünder mehr geben wird.

Und Maria, dit Hocherwählte und Hochgeweihte von Gott, ist heilig in Christus. In ihr ist das Vollmaß jenes Lebens, "mit Christus in Gott verborgen" (Kol. 3:3), erreicht, von dem die Schrift spricht, wenn sie sagt: "In Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir" (Apostelgeschichte 17:28). Die Gnade kann nicht anders wirken, als daß sie das Herz, das ganze Innere des Menschen, leben läßt und sein, und all' seine Regungen leitet als Ebenbild Gottes des Allheiligen und des Erlösenden. So wird es auch in Maria bleiben: Gefäß voll der Andacht, voll der Gott sich hingebenden Liebe wird sie bleiben in alle Ewigkeit. Und gütig und treu dem letzten Sünder sich zuneigende Mutter, milde Zuflucht der Sünder, wird sie auch so lange bleiben, wie Christus es ist.

"Unbefleckter Weg, der zu Jesus Christus führt", wird sie im Beten der Westkirche genannt. In der Ostkirche ruft man sie als "Odigitria", als Wegegeleiterin, an. Sie ist uns auch beides, die Mutter Maria, Wegweiserin zu Christus, und Wegegeleiterin zu Ihm hin. Wir brauchen sie auch als beides, denn der Weg zu Gott ist uns nicht leicht zu finden. Wenn wir ihn auch gefunden zu haben meinen, übersehen wir oft das Wichtigste auf diesem Wege.

Haben wir aber den Weg wirklich gefunden, dann merken wir bald, wie weit und wie schwer er ist. Es ist das eben der "Weg Christi", von dem wir vorher gesprochen. Der Weg, der ins schmerzvolle Kreuzesschicksal Jesu führt. Ohne das Kreuz, ohne das Eingehen in Sein Sterben (Röm. 6:5,6), geht es einfach nicht.

Sinnvolle Ausdrücke hat die Frömmigkeit des Mittelalters in ihrer lateinischen Sprache geprägt, die uns deutlich machen, worum es sich uns Sündern in der Anteilnahme an Christi Kreuzesschicksal handeln muß. "Mater dolorosa", Schmerzensmutter, wird Maria dort genannt. Und vom Sünder wird gesagt, daß er seine Umkehr zu Gott mit einer "dolorosa detestatio peccati", mit einer schmerzensvollen, wirkliches Weh verursachenden Abwendung vom Bösen, beginnen und ganz erfüllen müsse.

Dieser altchristliche Grundsatz ist uns in unserer Andacht zur Zuflucht der Sünder höchst wichtig. Er ist entscheidend. Wenn wir nämlich zu Maria beten, zur Zuflucht der Sünder, dann meint unsere Seele ja nicht nur Maria zu bewegen Gott zu bitten, uns unsere Schuld zu verzeihen. Die Schuld ist ernst, und sie ist schlimm. Sie ist aber nicht das Letzte, worum es sich uns handeln darf. Das Schlimmste an unserer Sünde ist, daß wir Heiliges durch sie verloren haben und daß es uns so furchtbar schwer ist, es wiederzugewinnen. Unser Bitten an Maria ist, uns Gottes Verzeihen zu erflehen und uns zu helfen, als liebende Mutter, alle neuen Gnaden die uns wiedergegeben werden, nach der Bekehrung treuestens zu pflegen und in uns aufwachsen zu lassen, bis auch wir

werden heiliges Ebenbild Gottes.

Um die neugeschenkte Gnade zu pflegen, muß sich der Mensch jedoch zur schmerzvollen Abkehr von allem Bösen entschließen. Und damit tritt er auch in Christi Kreuzesschicksal ein. Das Böse, die Sünde in uns, stirbt nämlich nicht leicht. Sie ist uns ja zur zweiten Natur geworden, zum anderen Ich. Das Beichten allein genügt da nicht. Zum Sakrament, von Gott geschenkt, muß noch das Kreuz hinzu, das wir diesmal tragen, nicht Christus. Obwohl Christus immer bei Seinen Kreuzträgern ist!

In ihrem Buch "Der Sündenbock" läßt Daphne Du Maurier einen armseligen Menschen sagen: "Eines habe ich im Leben gelernt, und zwar, daß die einzige treibende Kraft in der menschlichen Natur die Gier ist. Insekten, Vierfüßler, Männer, Frauen, Kinder, wir alle leben durch die Gier allein. Das ist nicht schön, aber was weiter? Da bleibt nichts übrig, als der Gier zu dienen."

Diese Gier ist in uns, die Gier der Habsucht, die Gier des Fleisches, und die Gier des Stolzes. Sie leitet unser innerstes und äußeres Leben. Sie ans Kreuz zu schlagen, tut furchtbar weh. Und doch ist diese Kreuzigung unser Schicksal, unsere Teilnahme am erlösenden Kreuzesschicksal des Herrn. "Man kann Gott nichts darbringen als nur das Ich. Andernfalls ist alles, was man Opfer nennt, nur Eitelkeit auf Etwas, das man an Stelle des Ich darbringt. Das Ich ist zur Zerstörung bestimmt" (Simone Weil). Es ist entweder die Sünde, die es zerstört, oder Gottes Gnade.

An Christi verklärtem Leib bleiben für ewig die Male Seiner Kreuzeswunden. Und an Maria Seiner Mutter bleibt, verklärt für ewig, was sie der Erlösung anderer wegen zur Dolorosa, zur Schmerzensvollen, gemacht. Es bleibt ihr das verklärte Weh und es bleibt ihr die verklärte Gesinnung, mit der sie unter Jesu Kreuz gestanden. Die Gesinnung aber hieß: "Mir geschehe nach deinen Worten." Mir geschehe nach Gottes Wollen. Gott aber hat das Kreuz zur Erlösung der Sünder gewollt und will es heute noch. Und wie Gott will, so will Maria, und wie Christus tut, so tut auch sie. Drum ist sie uns Zuflucht der Sünder, wie Christus uns ewige, größte und allerletzte Zuflucht ist.

Gott ist gut. Doch der Mensch ist schwach und mitzeiten so all zu menschlich. Die Furcht des Herrn, diese segensvolle Gabe des Heiligen Geistes, wird oft in uns zur Furcht vor dem Herrn. Glücklich, wer da noch den einen Ausweg weiß aus aller Furcht, den Gott uns gegeben. Glücklich, wer da noch diesen Ausweg benutzt und zu Maria geht, der milden, der guten Zuflucht der Sünder. Von ihr kommt Hilfe dem, der ehrlich Hilfe sucht. Durch sie kommt dann der Kreuzweg von der Sünde fort, die uns im Fleische und im Geiste sitzt. Durch den Kreuzweg des schmerzvoll sterbenden falschen Ich in uns kommt dann aber auch die Freude, die jedem wird "im selben Maße, in dem ihr an den Leiden Christi Teil bekommt" (1. Pet. 4:13).

Das aber ist die Freude, von der das Ostergebet unserer Anfangszeilen spricht. Sie ist eine Frucht des Wirkens des Heiligen Geistes in uns (Gal. 5:22). Sie kommt jedem als Anbeginn der Seligkeit, der sich müht, das Wirken des unheiligen Geistes der Sünde in sich zu zerstören.

Daß wir dieser Freude Erbe werden, bitt' fromm für uns Maria, du Zuflucht der Sünder. –

Solange Kain seinen Bruder Abel töten darf

. . . ohne daß irgendjemand dagegen aufbegehrt, solange es möglich ist, daß ganze Völker in der Sklaverei gehalten werden, ohne daß jemand für die Verteidigung der Unterdrückten eintritt, solange es noch geduldet wird, daß drei Jahre nach dem ungarischen Aufstand Studenten, Bauern und Arbeiter zum Tode verurteilt werden dürfen, die keine andere Schuld auf sich geladen haben, als für die Freiheit eingetreten zu sein, um dann von fremden Panzern überrollt zu werden, ohne daß die Welt durch ein solches Verbrechen aufgeschreckt worden ist, wird man nicht von einem wirklichen Frieden sprechen können, sondern nur von einem Einverstandensein und einer Koexistenz mit dem ungestraft einhergehenden Mörder . . .

Die Politiker und Menschen, die verantwortliche politische Stellungen bekleiden, wissen, daß die Hälfte Europas versklavt ist und dort keinerlei Freiheit herrscht — wissen daß auch wir von einem Augenblick zum andern, wenn es dem absolutesten und unkontrollierbarsten Diktator gefällt, in einen apokalyptischen Abgrund gestürzt werden können. Sie wissen es wohl, aber sie resignieren und überlassen die Initiative den andern, ja, sie sind darüber hinaus auch noch uneinig untereinander; sie resignieren in stupider Weise gegenüber dem herrschenden Terror — gleich manchen intellektuellen Kreisen — und hoffen, sich dennoch aus der Sache heraus retten zu können, wenn die Dinge ein böses Ende nehmen werden.

Darf ein Christ angesichts eines solchen Hinschlachtens von Christen gleichgültig bleiben — eines Hinschlachtens, das zwar bestritten wird, in Wirklichkeit aber eine Schmähung Gottes und eine furchtbare Mißachtung seiner Diener und Kinder ist?

Kann ein Christ für Allianzen mit den Helfershelfern sein und die Bündnisse mit jenen verteidigen, die das Kommen von solchen antichristlichen Terrorregimen in ihren noch freien Ländern vorbereiten?

Können wir uns mit irgendeiner Entspannung zufrieden geben, wenn als erstes die Entspannug in der Menschlichkeit fehlt, in dem elementarsten Gefühl der Achtung vor dem Gewissen und dem Glauben, und in unserem Fall vor dem Antlitz Christi, das noch einmal angespien, mit Dornen gekrönt und geschlagen wird? Und kann man dem die Hand reichen, der das tut?

Kurienkardinal Ottaviani
in seiner Predigt in Rom am 7. 1. 1960

Der Dritte

Geschichte einer Ehe

Von Erika Türpitz

Unfähig, auf die Möglichkeit eines Wiedersehens mit ihm zu verzichten, ging sie zu ihm. Immer blieb es dasselbe: sobald sie ihm gegenüberstand, versank die Welt. Sie liebte ihn gegen ihr eigenes Leben. Gegen sich selbst. Es war stärker als sie, und sie vermochte nichts dagegen zu tun.

"Ich habe nicht mit Martin gesprochen", sagte sie. Es war ein Bekenntnis.

In Ralfs Gesicht zuckte keine Muskel. Er sah sie stumm an. Die einzige Frau, die er je geliebt. Er brach in ihr Leben ein, wie er es immer getan hatte. Ein Sturmwind, der ihre Welt in den Grundfesten erzittern ließ.

"Komm", sagte er und führte sie in sein Haus. Sie wird meine Frau, dachte er, oder ich brenne das Haus nieder. Ohne sie war das Haus leer. Unerträglich leer.

"Ich werde mit Martin sprechen. Es ist eine Sache unter Männern."

Für einen gespenstischen Augenblick glaubte sie Martin zu sehen, den Mann, dem sie zehn Jahre eine gute Frau gewesen. Er war wie ein Fels, an den man sich lehnen, wie eine Kraft, auf die man sich stützen kann.

Und nun war alles bedeutungslos geworden, ihr gemeinsames Leben, die Erinnerungen, ihre eheliche Gemeinschaft.

Ralf war wieder da —.

"Er wird dich frei geben", beschwor sie die Stimme des Mannes mit magischer Zauberkraft. "Wir liebten uns, bevor du ihm begegnet bist. Wir gehören zusammen wie zwei Halbzeiten, die ein Ganzes bilden. Es hatte eine Zeit gegeben, in der wir einander nicht gekannt."

Liebe ist Schicksal, spürte sie. Man kann sie erleben, man kann sie erleiden. Entfliehen kann man ihr nicht.

"Ich muß es Martin sagen. Das bin ich ihm schuldig. Wenn ich zurückkomme, bin ich frei. Für dich."

Auf dem Grund seines Glückes sprang Bitteres auf. Warum hielt sie ihn hin? Warum löste sie die Fesseln nicht? Ihre Ehe mit Martin war doch ein tragischer Irrtum?

"Warum hast du ihn geheiratet?"

Vor ihren geschlossenen Augen rollte ihr Leben ab. Die behüteten Jahre der Kindheit mit all ihrem Glanz. Mitten in ihr — Ralf. Ein ungestümer Knabe, voller Heftigkeit, voller Ungereimtheiten. Sie hatten eine sonnige Jugend miteinander verspielt, bis ihn die Welt mit ihrer geheimnisvollen Ferne, den schillernden Verheißungen, lockte.

Er war gegangen, und sie hatte gewartet. War zum Sklaven der Zeit geworden, die unerbittlich zerrann. Kam er zurück, gewann das Leben wieder seinen warmen Glanz. Ging er fort, blieb ihr nur das Warten zwischen Hoffen und Bangen. So war es immer zwischen ihnen geblieben. Ralf gab ihr das Leben, um es ihr wieder zu nehmen. Wie zwischen Mühlsteinen fühlte sie es zerrieben.

Dann war Martin gekommen. Schutz und Sicherheit bietend. Martin: die große Ruhe. Ralf: das heftig pulsierende Leben mit all seiner Willkür.

"Deine Ehe ist nichts anderes als ein Bollwerk gegen mich", hörte sie Ralf sagen. Er hat recht, dachte sie schaudernd. Er hat grauenhaft recht.

Ralf war wieder da! Und der Schutzwall zerbrach, als habe es ihn nie gegeben, lieferte sie dem Mann aus, der sie beherrschte, der sie — wie immer — mit grausamer Selbstverständlichkeit für sich forderte.

Sie standen am Fenster, dicht das eine an das andere gelehnt. Die Ehe mit Martin: ein versunkener Augenblick. Die Liebe zu Ralf: ihr ganzes Leben.

Die Stimme des Mannes umwarb sie in brennend heißer Versuchung. Sie sah sein Gesicht, das sie kannte, das sie liebte, das sie nie vergessen würde.

"Morgen spreche ich mit Martin."

Kalt und unfreundlich zog der junge Tag herauf.

Es ist der letzte Morgen mit Martin, dachte sie. In einer Stunde verlasse ich das Haus. Für immer.

Mit Füßen, die so schwer waren wie ihr Herz, schritt sie die Treppe hinunter. Stufe für Stufe. Als sie die Tür öffnete, die zu der großen Halle führte, blieb sie geblendet stehen.

Aus den alten, verschnörkelten Wandbeleuchtungen ergoß sich warmes Licht über eine Pracht von Blumen. Farben leuchteten aus hohen Vasen. Betäubender Duft füllte die Räume. Eine getragene Melodie ließ sie aufhorchen. Ich kenne diese Musik, dachte sie gequält. Sie ist mir so vertraut. Wo habe ich sie gehört?

Und dann sah sie Martin! Das vornehme Oval seines Gesichtes. Die guten Augen. Den vertrauten Mund. Ein Mann von untadeliger Lauterkeit. Er kam auf sie zu, ergriff ihre Hände.

"Unser zehnter Hochzeitstag", sagte er mit vor Herzlichkeit brüchiger Stimme. "Ich danke dir. Für alles."

Da erkannte sie die Melodie. Es war das "Nur du bist meine Liebe . . .", das die Orgel brausend angestimmt, als sie damals mit Martin die Kirche betrat, in der sie getraut worden.

Sie hatte ihren Hochzeitstag vergessen. Es traf sie wie ein Schock.

"Martin!" Ihre Schultern sanken herab. "Ich hatte den heutigen Tag vergessen."

Sekunden blieb es still. Dann lachte er. "Das glaube ich dir nicht." Seine Ahnungslosigkeit verschloß ihr die Lippen. Sie wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen.

Er führte sie in die Räume, in die er sie vor zehn Jahren als junge Braut heimgeholt hatte. Es war alles wie damals: die silbernen Leuchter auf dem Tisch, die vielen Gäste, Blumen und "Nur du bist meine Liebe . . .", Martins Fürsorge und der Gedanke an Ralf. Nichts hatte sich geändert.

Still und blaß und grenzenlos einsam saß sie unter den Menschen. Sie hörte, ohne zu verstehen, sah ohne wahrzunehmen. Nur etwas war Wirklichkeit: dieser Tag und Ralf.

Später war sie mit Martin allein. Ich bin immer noch hier, dachte sie. Schon vor Stunden hatte sie das Haus verlassen wollen. Sie fühlte Martins Hand auf ihrem Haar. "Woran denkst du, Liebes?"

Sie dachte, was sie den ganzen Tag über dachte: ich hatte diesen Tag vergessen.

Übermächtig strömte die Erinnerung auf sie zu: Duft vom Weihrauch, Kerzenlicht, das sich in ihrem Schleier fing, Blumen, die ihr Kinder auf den Weg streuten. Bekannte Gesichter, Verwandte und Freunde. Die Stunde stand gegen sie auf. Nicht mit jenem einschmeichelnden Zauber, sondern mit erschreckender Gewißheit . . . bis der Tod euch scheidet.

Sie hatte am Altar gestanden Seite an Seite mit Martin.Sie hatte geschworen im Angesicht Gottes. Einen unauflösbaren Treueschwur.

"Du bist ganz blaß geworden", hörte sie Martins besorgte Stimme. Wie durch unzerreißbare Schleier sah sie ihn auf sich zukommen. Und wie vor zehn Jahren stand Ralf hinter ihm. Sie glaubte, es nicht eine einzige Sekunde länger ertragen zu können.

"Verzeih", flehte sie. "Der Tag hat mich angestrengt." Sie floh in ihr Zimmer, lehnte an der Wand tränenlos ausgeliefert an das Elend.

Die Koffer standen gepackt. Verlasse das Haus, lockten sie, mit Ralf wartet das Glück auf dich. Du hast es dir ersehnt, dein ganzes Leben hindurch. Greif zu und halte es fest.

Doch aus den Urschächten ihres Seins stieg eine Stimme auf und hielt sie zurück. Du gehörst nicht dir selbst, wie jedes Werk nur seinem Schöpfer gehört. Verleugnest du es, verleugnest du ihn.

Ich liebe Ralf, begehrte sie auf. Er gehört in mein Leben. Unvorstellbar, wenn er nicht mehr darinnen ist.

Die Einheitlichkeit deines Ichs wird zerstört, wenn du ihn seinetwegen verlassen wolltest.

Kein Tag verging, ohne an Ralf zu denken, wehrte sie sich gegen das Unnennbare, das sie so jäh in Fesseln schlug. Die Ehe mit Martin ist eine Lüge.

Die Ehe mit Martin ist aber eine Tatsache vor Gott, fuhr die Stimme unbeirrbar fort.

Sie hielt den Atem an und lauschte, Schritte kamen die Treppe herauf, verhielten vor der Tür.

Martin! Er mußte sie freigeben.

An seiner Seite ging sie in die große Halle und hockte vor dem Kamin. Der flackernde Schein des Feuers umfing sie.

Wie sag ich es ihm? Herrgott, gib mir Worte, damit er mich versteht. Wenn ich es ihm nicht sage, wird Ralf es tun. Ohne Rücksicht würde er von Martin die Frau fordern, mit der er zehn Jahre verheiratet war.

Es geht nicht um Ralf, es geht nicht einmal um Martin, war wieder die Stimme da. Es geht um den "Dritten".

Blind vor Tränen starrte sie ins Feuer.

"Fühlst du dich nicht wohl?" Sie spürte Martins Knie an ihrem Kopf. Er stand hinter ihr und blickte auf sie herunter. "Ich hole dir eine Erfrischung." Er ging. Es war ihr, als ginge er für immer aus ihrem Leben. In der Glut des Kamins formte sich Ralfs Gesicht. So war es. So würde es immer bleiben. Sein Bild ließ sie nicht los. Sie mußte aufstehen und das Haus verlassen.

Es ist nichts weiter als ein Traum, hörte sie die Stimme. Er verlöscht wie die Glut im Kamin. Und was bleibt zurück? Asche! — Dein gegebenes Wort aber ist lebendige Wirklichkeit. Willst du es eintauschen gegen ein Häufchen Asche?

Sie griff sich an den Hals, als müsse sie einen unsichtbaren Würgegriff lösen. Glück und Liebe konnten nicht zu einem Nichts verbrennen.

Solange ER in ihnen lebt, nicht. War es nicht, als schwinge ein Lächeln durch die fremde Stimme?

"Trink", bat Martin. Sie hatte ihn nicht zurückkommen gehört. Sie wandte ihm das Gesicht zu, mußte es zulassen, wie er darin forschte. Gehorsam trank sie das Glas leer.

Im Kamin verglomm das Feuer. So sehr sie es auch schürte, die zuckenden Flämmchen standen vor dem Erlöschen.

"Seltsam", sagte Martin. "Immer wenn ich einen Kamin betrachte, kommt mir das Vergängliche zu Bewußtsein." Er legte den Arm um ihre Schultern.

"Und unsere Ehe?" fragte sie.

Er lachte. Leise. Glücklich. Ahnungslos. "Ehen werden im Himmel geschlossen. Der vergeht nicht."

Gib dein Leben in die Hände dessen, der es dir geliehen und wieder von dir zurückfordert, sagte die fremde Stimme weise und tröstlich. Halte den Schwur, und du bist geborgen in seiner Liebe — für alle Zeiten.

Die Glut im Kamin erlosch. In der Dunkelheit verschwamm Ralfs Gesicht. Sie streckte die Arme aus. Stumme Geste des Flehens. Doch auf dem Rost lag nur ein wenig Asche.

"Ich habe es dir einmal sagen wollen", sagte Martin leise.

,"Was?"

Er gab sich einen Ruck. "Mich hat nie die Angst vor der Rückkehr Ralfs losgelassen —." Schweigen. Dann leise. ". . . er war immer der erste und ich nur der zweite." Er hoffte auf den Sieg, weil er nicht wagte, an die Niederlage zu denken.

Irgendwo schlug eine Uhr zwölf. Sie zählte jeden Schlag. Der Tag, an dem sie Martin verlassen wollte, war vorüber. Sie stand auf und entzündete das Licht.

Sie mußte auf Ralf, sie konnte auf Martin verzichten. Nur nicht auf den "Dritten". "Ich möchte noch einmal das 'Nur du bist meine Liebe' hören."

Martin wußte ihr Lächeln nicht zu deuten.

Der Dritte hatte gesiegt.

Der Dritte war Gott. –

Am Fenster

Ein Mann saß abends an seinem Fenster und rief zu seiner Gattin hinüber: "Dort geht diese Frau, in die Bill Jones so wahnsinnig verliebt ist."

Seine Gattin, die in der Küche war, ließ eine Porzellantasse fallen, stürzte durch die Tür, stieß das Goldfischbassin um und reckte ihren Hals aus dem Fenster. "Wo?" rief sie.

"Dort", zeigte er, "die Frau an der Ecke, mit dem Regenmantel."

...."Du Idiot", zischte sie, "das ist doch seine Frau!"

"Na ja, natürlich . . .", sagte er sanft.

Maiandacht

Die erste Maiandacht auf deutschem Boden war in Konstanz

Von Ida Friederike Görres

Vor mir liegt ein wunderschönes altes Buch, in dem ein deutscher Predigermönch aus ritterlichem Blut, der Schwabe Heinrich Seuse, sein leid- und liebereiches Leben erzählt. Es leuchtet uns entgegen in bewußter Süße und Herrlichkeit wie ein übervoll blühender wilder Rosenstrauch unter wetterschwarzem Himmel, zwischen Brandruinen und verhagelten Feldern: denn dieses 14. Jahrhundert verheerte das Deutsche Reich mit Bruderkrieg und Kirchenbann, mit schwarzer Pest und Hunger, Verfall der Kirchenzucht und der Reichshoheit. Seltsam, daß in dieser grausen verödenden Zeit die erste Maiandacht, von der wir wissen, erblüht ist als eine zarte Knospe an jenem reichen Strauch Im zwölften Kapitel seines Buches erzählt uns der Mönch, "wie er den Mai beging", wie er "als ein junger kindlicher Mensch . . . in der Nacht des einziehenden Maien anfing und pflanzte einen geistlichen Maien (Maibaum) und ehrte den eine Zeitlang alle Tage einmal mit einem Mailied, das er "aus unergründlichem Loben" im Herzen sprach und sang. Und "wenn der schöne Sommer kam und die zarten Blümlein zuerst entsprangen, so enthielt er sich, daß er der Blumen keine brechen und anrühren wollte bis zu der Zeit, da er seines geistlichen Liebs, der zarten, blumenhaften Magd, Gottes Mutter, zuerst gedächte mit seinen ersten Blumen. Wenn es ihm Zeit deuchte, so brach er die Blumen mit manchem liebreichen Gedanken und trug sie in die Zelle und machte einen Kranz daraus und ging in den Chor oder in Unserer Frauen Kapelle und kniete demütig vor der Lieben Frau und setzte ihrem Bilde den lieblichen Kranz auf in der Meinung, da sie doch die allerschönste Blume und seines jungen Herzens Sommerwonne sei, so möchte sie die ersten Blumen von ihrem Diener nicht verschmähen."

Dies war die erste Maiandacht auf deutschem Boden, zu Konstanz am Bodensee. Sie ist wieder verschüttet worden; erst 500 Jahre später erklingt dieser Ton wieder. Die Maiandacht, die wir kennen, ist auf unserem Boden noch keine hundert Jahre alt, aber sie hat den Raum der Weltkirche so schnell mit blumenschimmernden Altären bedeckt, wie der Frühling die Erde mit Blüten. Sie ist kein Teil der Liturgie, sie ist ein Volkslied der Kirche, namenloses tausendfaches Echo der Tiefe auf das einsam verklungene Mailied des "letzten Minnensängers", wie Heinrich Seuse genannt wird. Sie singt mit gleicher Stimme das "unergründliche Loben", entzündet an der prangenden Erde und im stillen Herzpunkt der Frühlingsblüte an der himmlischen Schönheit mit dem Antlitz der "Maienkönigin". Da grüßt das gläubige Volk die Mutter des Herrn in Fröhlichkeit als höchste Verkörperung aller naturhaft blühenden Schönheit.



Strenge Kritiker flüstern etwas von Heidentum, von einer verschollenen Frühlingsgöttin, der die Kirche heimlich ein christliches Mäntelchen umhängt, andere fragen mit gerunzelter Stirne, was denn dies alles mit der wirklichen Jungfrau Maria zu tun habe, wie wir sie aus der Schrift kennen. Für den einen "Verdacht" ist unsere Andacht zu jung ein ganz neues Zweiglein am uralten Baum der Kirche — und auf die andere Frage antwortet das Evangelium, im zweiten Kapitel bei Lukas: "Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter", und die hohe Theologie und Liturgie der Kirche: "Ganz schön bist du, ganz schön, und kein Makel ist an dir!"

Aber unsere kleine Maiandacht, dieser liebliche Wildwuchs im ehrwürdigen und gewaltigen Garten des Herrn, weiß uns noch mehr zu sagen. Ihre Wurzeln steigen aus dem Urgestein der Lehre, geheimnisvoller, zu wenig bedachter Wahrheiten. Hier redet die christliche Seele aus ihrem tiefsten Wissen, traumsicher und traumbefangen zugleich, stammelnd in kindlichen Zeichen und Bildern.

Die Menschheit kennt eine schmerzhafte Spannung, ja eine Feindschaft zwischen Geist und Stoff, zwischen Seele und Körper, zwischen Frömmigkeit und Schönheit. Nicht erst das Christentum, schon die Weisheit des Heiden-

tums, die Weisheit aller, die den Menschen und seine Natur kannten, die Weisheit, welche die Frucht bitterster Erfahrung von Jahrtausenden ist, wußte und weiß um die "Krankheit zum Tode", welche das Menschenherz, das unerleuchtete und ungezügelte, aus der "Pracht der Welt" saugt, krank an Gier und Eitelkeit und zugleich verwundet von einer Sehnsucht, für die es keine Sättigung gibt.

Die Weisesten und die Besten, nicht erst des Christentums, nein, des Heidentums, haben, einmal erwacht zum richtenden Blick des Menschengeistes auf die Wirklichkeit, sich dieser Krankheit und ihrer unwiderstehlichen Lockung, dieser unheilbaren Traurigkeit von Abschied und Verlust, diesem Schatten ewig drohenden Untergangs zu entziehen gesucht durch Flucht und vorausgenommenen Abschied oder sie haben ihr Herz gepanzert mit schweigender Ergebung oder mit ehernem Trotz gegen das alles vernichtende Schicksal. Selbst aus der Welt der Griechen, die wir uns fälschlich als "diesseitstrunken" vorstellen, erhebt sich ein unstillbarer Chor der Klage um die todüberschattete Erde. Unter aller anbetenden Schönheitsfreude des Heidentums wacht die Schwermut mit starren Augen.

Auch der Christ kennt diese Schwermut des todgeweihten Schönen. Auch Christen haben bittere, harte Worte geschleudert gegen das nie gehaltene Versprechen, den ewigen Verrat der "schönen Welt" am Menschen, den sie zu sättigen verspricht und den sie doch eines Tages mit Tod und Verwesung allein läßt; härteste Worte, weil sie klarer wußten, was alles an ewigen Werten der Berückung durch die "Verweslichen" zum Opfer fällt. Und gewiß sind viele Gläubige in dieser Abwehr, dieser Not steckengeblieben.

Wo aber der Christ das Netz des trügerisch schillernden Anspruchs, daß diese Schönheit das Letzte sei, zerrissen hat, blüht ihm erst ihr wahres Antlitz entgegen, rein und hold wie am Schöpfungstag und jetzt erst richtig sichtbar gegen den leuchtenden Hintergrund der ewigen Liebe. Dann steigt das "unergründliche Loben" des Heiligen auf, der die Dinge wieder lieben kann und darf, nicht trotzdem, sondern weil er zuerst das Ewige und Unsichtbare liebt. Der sie im Glauben liebt, die brüderlichen Geschöpfe, ist der einzige, in dessen Liebe keine bittere Neige bleibt, nicht weil er die Augen schließt vor der Wirklichkeit des "Verweslichen", sondern weil er sie durch Hoffnung übersteigt.



Er allein weiß, daß das letzte Wort der Erde nicht Verfall und Tod heißt, sondern Auferstehung und "die kommende Herrlichkeit." Er allein sieht auf der alternden Welt schon den fernen Morgenschimmer der rätselhaften, der seligen Verheißung vom neuen Himmel und von der neuen Erde. Es "müßte" ja nicht so sein, wenn die Welt nur "rund" wäre, wie jene meinen, die uns als Feinde des Lebens schelten: aber wir wissen, daß Gott, unser Gott! etwas Neues über sie hinaus gewollt hat, und wir glauben, daß auch wir "gleichgestaltet werden dem Leibe Seiner Herrlichkeit". Dem Leibe Seiner Herrlichkeit! So ist doch nicht das Schöne das, was vergeht, und die Asche das, was wirklich bleibt, sondern die Schönheit wird auferstehen und blühen in Ewigkeit, und die Asche und der Tod werden nicht mehr sein. Welch eine Hoffnung!

Und unser Maialtar? Der ist ein Zeichen dieser Dinge. In ihm "weiß" die christliche Seele davon, ohne Worte. In ihm bringt sie ganz einfach, als gäbe es kein "Problem", die blühende üppige Schönheit der Frühlingserde mit der himmlischen zusammen und weiß, sie gehören zusammen vom Paradiese an, und keines muß das andere zerstören. Der Maialtar weiht nicht nur die paar Blumen, die er trägt, er weiht die ganze bunte, wilde duftende Erde, die gerade jetzt so unsäglich schön ist, weil sie blüht und vergeht, der Mutter Gottes, der "sommerlich blühenden Rose", der mystischen Rose, in der alle menschliche Schönheit vor Gott geblüht hat wie nie zuvor und nie nachher. Ihr Lächeln sagt uns, daß es wirklich so ist und nicht nur ein Traum, daß das Endlich-Schöne hinübergepflanzt wird in den Garten der Ewigkeit, nachdem es den Weg des Welkens und des Todes gegangen ist. Daß dieses Endliche, Vergängliche vor Gott nicht wertlos ist, sondern Ihm lieb, so lieb, daß Er uns diese Hoffnung schenkt. Daß die Schönheit der Regenbogen ist, Gottes Friedenszeichen zwischen Himmel und Erde.

Das alles "meint" so ein Maialtar, und wenn er noch so kitschig ist. Können wir ihn verschönern, ist's gut; können wir's nicht, wollen wir hindurchsehen lernen zu seiner Botschaft: daß hier die heiligste Schönheit, segnend, versöhnt und vertraut, in ihrer Ewigkeit mitten in der Schönheit der Erde steht, und daß wir die eine verstehen lernen durch die andere. –

Was heisst Liberalismus?

Verdienste und Irrtümer einer historischen Bewegung

Von Dr. Heinrich Krone, M.d.B.

"Rheinischer Merkur"

Über den Liberalismus ist in der letzten Zeit wieder viel diskutiert worden. Entweder wurde Stellung genommen zu Parteien, die sich als liberal bezeichnen und eine besondere liberale Wirtschaft- und Kulturauffassung vertreten, oder es wurde eine liberale Haltung Gruppen zum Vorwurf gemacht, die sich nicht grundsätzlich zum weltanschaulichen und politischen Liberalismus bekennen. Liberal sein kann in dem einen Falle etwas Positives bedeuten, in dem anderen Falle etwas Negatives. Es kommt darauf an, was unter "liberal" verstanden wird. Auch ein christlich gebundener Mensch kann sich liberal nennen, wenn damit "großzügig", "verständnisvoll", "tolerant" gemeint ist. Jede Abkehr von Egoismus zum entgegenkommenden Verständnis für die Lage eines Mitmenschen kann als liberal bezeichnet werden. Im Widerstand gegen totalitäre Tendenzen und Systeme kann das Bekenntnis zu einer "liberalen Haltung" im Sinn des Kampfes um die menschlichen Freiheiten zur Pflicht werden.

Ursprung und Programm

Natürlich darf das Wort "liberal" nicht nur psychologisch als Verhaltensmesser gedeutet werden. Es hat im Zusammenhang mit einer historischen politischen Situation eine besondere Färbung angenommen, eine bestimmte Bedeutung gewonnen. Geschichtlich hat sich der Liberalismus als Gruppenhaltung aus dem Kampf gegen das absolute Fürstentum entwickelt. Er hat sich zeitweilig mit den Parolen der Großen Französischen Revolution identifiziert und Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verkündet. Der Liberalismus bezog seine weltanschauliche Ideologie aus der Aufklärung, näherte sich dem Deismus, der Gott außerhalb dieser Welt in einer untätigen Zuschauerrolle sah. Von daher flossen die Säkularisierungstendenzen in die politischen Programme des Liberalismus ein. Er ergab sich in eine verweltlichte Lebensführung. Neben den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschrittsideen trat das sittlichreligiöse Leben in den Hintergrund. Freiheit des politisch-gesellschaftlichen Lebens von sittlichen Bindungen, Freizügigkeit in Wirtschaft, Handel und Gewerbe ohne Rücksicht auf die soziale Lage der Mitmenschen, Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses in Staat und Gesellschaft, Laizismus in der Kultur, Zivilehe, ungehinderte Ehescheidung, bekenntnisfreie Schule, im extremen Fall Trennung von Staat und Kirche — das waren zeitweilig die radikalen Forderungen des politischen Liberalismus, als er zur beherrschenden Partei wurde und sich ein politisch greifbares Programm geben mußte.

Mit dem Liberalismus war die Emanzipation des Bürgertums verbunden. Er bescherte ihm Gewerbefreiheit, die Beseitigung unzeitgemäßer Behinderungen der Wirtschaft, Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit, Schutz der Person vor widerrechtlicher Gewalt und bei politischer Betätigung. Der demokratische Staat ist aus liberalen Forderungen hervorgegangen, wenn er auch nicht einseitig nur daraus begründet zu werden braucht. Die Entwicklung der Industrie und der modernen Wirtschaft überhaupt erfreute sich der starken Förderung durch den Liberalismus. So hat dieser seine historischen Verdienste, aber auch seine historischen Fehler und Irrtümer. Das ungehemmte Konkurrenzprinzip des Liberalismus beeinträchtigte weithin den Mittelstand, schädigte das Bauerntum und brachte als bittere Frucht seines unsozialen Verhaltens das Proletariat, den Sozialismus, Marxismus und Kommunismus hervor.

Organisatorisch spaltete sich der Liberalismus in einen nationalen konstitutionellen und in einen freisinnigen demokratischen, republikanischen. Spaltungen zeitigten die Meinungsverschiedenheiten über Schutzzoll und Freihandel, die unterschiedliche Beurteilung der Militärfragen, der Kolonial- und Sozialpolitik. Der politische Liberalismus zersplitterte sich in zahlreiche Gruppen und verlor immer mehr realpolitischen Einfluß. Sowohl in England wie in Deutschland ist die Wirkung dieses Liberalismus abgeklungen, weil im demokratisch-parlamentari schen Staate und in der freien Wirtschaft die meisten seiner Programmpunkte verwirklicht sind und weil sich die christliche und soziale Grundhaltung nach der zerstörenden Wirkung des totalitären Regimes am stärksten durchgesetzt hat.

Ohne Fundament

Der Neoliberalismus bekennt sich — wie sich auf einer Aussprachetagung der Katholischen Akademie in München herausgestellt hat — nicht mehr zu den militanten und antiklerikalen Parolen des Manchester-Liberalismus in einer ähnlichen Lage. Sie verzichten auf ihren früheren, für die charakteristichen Auffassungen. Doch was bleibt nun als ihre besondere Eigenheit, als ihr spezielles Programm übrig? Wodurch unterscheiden sie sich jetzt von anderen politischen Gruppen? Der Sozialismus bemüht sich um eine planende, genossenschaftlich organisierte Gemeinwirtschaft. Der Liberalismus lehnt sie entschieden ab. Er betont sehr scharf die Freiheit der Wirtschaft, die von sozialethischen Bindungen nicht zu stark belastet sein soll. Er lehnt den sozialen Wohlfahrtsstaat ab und geht noch immer vom Pluralismus der vielen einzelnen aus. Staat und Wirtschaft stehen im Vordergrund seines

Denkens und werden überbetont. Der Liberalismus hält sich für den Hüter der demokratischen Freiheiten und möchte gern als dritte Kraft, als Laufgewicht zwischen den großen Parteien wirken.

Der Liberalismus steht dem rationalen Positivismus nahe. Er überschätzt die Erfahrung als Quelle der Erkenntnis; in ihm wirkt noch der Glaube an die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft nach. Das Gesellschaftsleben möchte der Neoliberalismus von kirchlich-religiösen Einflüssen freihalten. Er ist nicht gewillt, die Kirchen im vollen Maße als freie, vollkommene Gesellschaften neben dem Staat anzuerkennen. Die Konfessionsschule als Ausfluß des Elternrechtes liegt ihm nicht: er zieht die christliche Gemeinschaftsschule vor, wobei allerdings der christliche Charakter in seinen eigenen Reihen umstritten bleibt, zumal ihm bestimmte religiöse Bindungen fernliegen. Im Liberalismus gehen noch immer die Parolen eines säkularisierten Humanismus um. Der Glaube an den andauernden Fortschritt und die ursprüngliche Güte des Menschengeschlechtes ist bei ihm noch stark vertreten. So nimmt bei manchen Liberalen das Geistliche oft einen synkretistisch verschwommenen, innerweltlichen und humanitären Charakter an.

Der Liberalismus hat ein festes, gesichertes Fundament. Weder weltanschaulich noch politisch ist er lange Zeit einig und geschlossen geblieben. Das ist auch der Grund, weshalb er nie lange große Massen an sich zu binden vermochte. Intellektuelle Diskutiersucht und individualistische Kritik haben seine Parteiformen zersetzt und aufgelöst. Die Ursache dafür lag in seinem willkürlichen Subjektivismus und in seinem Streben nach überbetonter menschlicher Autonomie. Da viele historische Forderungen des Liberalismus im demokratischen Staat Gemeingut geworden sind, fehlen dem Liberalismus heute die zügigen Parolen. Er hat den meisten Menschen nichts neues mehr zu sagen und spricht sie als Ganzes nicht mehr an; er hat seine frühere Faszinationskraft verloren. Die Menschen wollen heute nicht nur Freiheit, sondern auch Sicherheit. Wie vermöchte der Liberalismus diese Sicherheit zu geben, wo bei ihm so vieles ungeklärt, schwankend und ungewiß bleibt! Je stärker der Kommunismus seine politische Propaganda betreibt, Angst und Unsicherheit in der Welt zu verbreiten sucht, je mehr er den Atheismus und den dialektischen Materialismus als neues Glaubenssystem verkündet, um so notwendiger wird eine sichere, wirksame Gegenkraft aus dem christlichen Glauben, die ihm allein zu widerstehen vermag. Das Christentum und die auf seinem Boden sich entwickelnden christlichen Gruppierungen haben ein Fundament, auf dem sie eine Gesellschaft in Frieden ,Freiheit und Sicherheit errichten können. Dieses Fundament gründet im Glauben an die Schöpfung Gottes, an die göttliche Autorität, die in der Welt weiterwirkt und von der alle menschliche, gesellschaftliche, staatliche Autorität sich herleitet. Die irdische Autorität ist so an das Gesetz Gottes, an seine Schöpfungsordnung gebunden, in die der Mensch eingefügt ist und der er unterworfen bleibt. Die Zehn Gebote haben Verpflichtungskraft nicht nur innerhalb des menschlichen Herzens, des Kämmerleins daheim. Sie sind die unentbehrliche Voraussetzung jeglicher Gesellschaftordnung. Der christliche Politiker fühlt sich im Gegensatz zum Liberalismus jeglicher Art an diese Ordnung gebunden, die der individualistischen Willkür auf allen Gebieten menschlichen Lebens Schranken setzt. Die christliche Freiheit bleibt stets in einer ewigen Ordnung eingebettet. Ordnung aber heißt rechtes Maß, ausgleichende Beziehungen und Rechtsverhältnisse zwischen den einzelnen Volksgruppen, Berufen, Gesellschaftskreisen.

Freiheit und Gesetz

Die Freiheit gründet sich nicht einseitig in dem Willen der einzelnen, sie ist verbunden mit einer objektiven Ordnung, deren tragende Normen dem Staat vorgegeben sind; sie ist Korrelat einer daran orientierten Gesellschaft, in der die einzelnen zu ihrem Recht kommen und sich frei entfalten können. Die Wirtschaft, der freie Markt ist in der christlichen Gesellschaft sittlichen Normen unterworfen. Auch für ihn gilt das Gebot der Nächstenliebe, der sozialen Rücksichtnahme. Der christliche Politiker glaubt nicht an die schrankenlose Autonomie des Menschen. Er ist auch nicht vom ewigen immanenten Fortschritt überzeugt ,noch von der absoluten Güte des Menschen. Er schätzt den Menschen mit seinen Vorzügen, aber auch mit seinen Fehlern und Schwächen realistischer ein und glaubt, daß bei aller individualen Freiheit die Stützung des Menschen durch die Autorität der Wahrheit, durch die aus ihr erfließenden Ordnungsprinzipien notwendig ist. Freiheit und Ordnung müssen sich gegenseitig ergänzen.

So bewegt sich der christliche Politiker in der Freiheit seiner Erkenntnis, seiner Entscheidung. Die Bindungen liegen in ihm selbst, in seinem Glauben an vorgegebene Ideen und Gesetze, die in der Schöpfungsordnung und ihren Zehn Geboten wurzeln. So scheint es, der christliche Politiker sei auch liberal. Er ist in seiner Art liberal. Die Unterschiede zwischen liberal und "liberal" scheinen in manchen geschichtlichen Situationen gering. Doch ergeben sie sich im konkreten Augenblick der politischen Entschei-

dung. Der christliche Politiker wird sich zur Autorität, zu bindenden sittlichen Grundsätzen bekennen. Er wird sich in einer vom Glauben her orientierten Ordnung bewegen. Er hält sittliche Normen für das politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Leben für notwendig. Die Freiheit, so weiß er instinktiv, ist immer von Verpflichtungen eingegrenzt. Seine Rücksicht auf den Menschen baut nicht allein auf einen innerweltlichen Humanismus, sondern leitet sich von Gottes Geboten her. So wird der Mensch bei ihm nicht seiner eigenen Willkür und Hemmungslosigkeit ausgeliefert, er bleibt durch Glaube und Sittengesetz gezüglt. Irdische Autoritäten sind Abbilder der ewigen Autorität Gottes, daher nur abgeleitet und nicht autonom. Der christliche Politiker respektiert die Autoritäten von Staat und Kirche, er steht zur Gewissensfreiheit, die gleichzeitig freie Grundrechte gewährt und Bindungen für die Allgemeinheit auferlegt.

Bürgerschaft und Ordnung

Auch der Staat ist dem Sittengesetz verpflichtet. Es gibt keine doppelte Moral für Staat und Einzelpersönlichkeit. Zu den Grundfreiheiten gehört das freie Recht auf Bildung, das Elternrecht, die Kinder im Sinne der häuslichen und religiösen Gemeinschaft zu erziehen. Die christliche Wirtschaftsauffassung bewegt sich zwischen Freiheit und Bindung aus den sittlichen Grundhaltungen. Das Heil liegt weder in der für absolut geltenden kollekiven Zwangs- und Planwirtschaft noch in der hemmungslosen liberalistischen freien Konkurenz. Freie Entfaltung der Wirtschaftskräfte nach den gegebenen realen Möglichkeiten, doch mit der Auflage sittlicher Normen und Bindungen, die einen Ausgleich zwischen den Starken und den Schwachen schaffen! Der kollektive Versorgungsstaat kann deshalb nicht das letzte Ziel des christlichen Politikers sein, weil er die freie Mitverantwortung, die Mitbetätigung und Selbsthilfe einengt und weil er Abhängigkeiten schafft, die der sittlichen Freiheit und Würde des Menschen widersprechen.

Natürlich wird sich der christliche Politiker in der Praxis als solcher erweisen müssen. Er hat die Freiheit, seinem idealen Ziel zu dienen oder dagegen zu sündigen. Nur in der Bewährung, in der echten Verwirklichung einer konkreten Aufgabe und nicht allein in Theorien und Programmen erweist sich die Richtigkeit der politischen Einsicht und Grundlegung. Eine große Partei kann sich nicht in Extremen bewegen. Sie setzt sich, als wahre Volkspartei, aus den verschiedensten Gruppen und Schichten zusammen. Ihnen allen gerecht zu werden, scheint fast unmöglich. Doch innerhalb einer christlich geordneten Gesellschaft sind Willkür und Unrecht eher ausgeschlossen als in einem ordnungslosen liberalistischen Pluralismus. Ordnung und Sittengesetz verbürgen sichere Freiheit und Gerechtigkeit, sozialen Ausgleich und freie menschliche Entfaltungsmöglichkeit. In dieser Bürgschaft beruht die Sicherheit in Frieden und Freiheit, die die Sehnsucht unserer Zeit ist. –

Unsere ganze Arbeit ist für Gott; und durch Gott für unsere Mitmenschen. John Chapman

*

Mütter verströmen ihre feinsten und zartesten Kräfte im Verborgenen. Fr. Boesmiller

*

Wer Gott liebt, umfängt auch die ganze Welt. Gottesliebe wirkt daher auch erweiternd; sie läßt alles gewinnen. Beda Naegele

*

Trösten ist eine schwere Kunst. Nur wer aus Überwindungen kommt, versteht sie. Dante

Ins Gesicht gespuckt

... Im Jahre 1941, kurz vor dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbour, ging Bischof Sheil von Chikago ohne vorherige Ankündigung in eine Versammlung, in der gegen Juden und Neger schwere Hetzreden gehalten wurden. Er meldete sich zur Diskussion und sprach fünfzehn Minuten lang in aller Deutlichkeit gegen die Gefahren des Antisemitismus, der Rassenverachtung und jeder Intoleranz überhaupt. Die Menge hörte ihn feindselig aber schweigend an. Dann ging er langsam den Mittelgang entlang auf die Ausgangstür zu.

Plötzlich sprang eine fanatisierte Frau auf und stellte sich ihm in den Weg. Sie schrie: "Ich bin eine Katholikin. Aber Sie, Sie sind kein katholischer Bischof. Sie Negerfreund- Sie Judenfreund! Gott verdamme Sie! Ein Bischof? Rabbi Sheil!" und spuckte dem Bischof ins Gesicht.

Die Menge befand sich in höchster Erregung, viele standen auf den Stühlen und schrien. Doch der Lärm wich einer tödlichen Stille, als man sah, was der Bischof tat. Ruhig wendete er ihr die andere Backe zu.

Aber er wartete vergebens. Die Frau erstarrte und begann zu zittern. Die Menge erstarrte ebenfalls. In der Stille hörte man die Worte des Bischofs: "Rabbi? So nannte man einmal meinen Herrn!"

F. Ad.

Das ist das Geheimnis der wahren Liebe, daß sie Kräfte frei macht, die die Schwächen des anderen ertragen lassen und die eigenen Fehler ablegen helfen.

Wer in der Ehe das Kreuz nicht zu tragen weiß, wird bald das Kreuz der Ehe ertragen müssen.

Im Mittelpunkt der Ehe steht das W i r, und jedes I c h muß sich ihm unterordnen, will es die Existenz der Ehe nicht gefährden. Stets auf die Stimme des anderen horchen, das ist das Geheimnis der guten Ehe. Doch diese Erkenntnis fällt schwer, und schwerer noch scheint es, sie zu befolgen.

Im Leben wie in der Ehe kommt es auf die Kleinigkeiten an: Die Regelung der Alltagsereignisse ist für den Gesamtverlauf und den Gesamterfolg entscheidender als die Gestaltung der Festtage. Dr. Walter Schmitt

Ein einziges Tor führt zu neuem Leben: das Sterben des alten Menschen. Aber es muß ein ganzes Sterben sein, ein halbes genügt nicht. Beda Naegele

Der Mann, der die Oboe wie Traume blies

Von Frieder Land

Wir kennen sie, die großen Meister, von Paganini bis Fritz Kreisler auf der Geige, von Franz Liszt bis Gieseking auf dem Klavier, und auf weniger dominierenden, aber auch noch "selbständigen" Instrumenten, wie Kontrabaß und Cello, einen Dragonetti und Casals. Ein Könner kann der Waldhornbläser und der Paukenschläger sein. Harfenisten und Flötisten trugen ihren Ruhm davon. Wir begegnen vielen Instrumentalisten, deren Kunst, auf sich allein gestellt, nicht so Anklang fände wie die der selbständigen Soloinstrumente. Im Orchester aber hat sie ihre Wirkung. Und was im Chor der andern Stimmen Harmonie bewirkt oder den Zusammenklang bereichert, nähme sich im Alleingang oft sehr komisch aus, etwa das Bombardon und die Tschinellen. Ich spreche von klassischer Musik, nicht von moderner, die auch Posaune, Schlagzeug und Trompete ganze Stücke allein bestreiten läßt.

Wir begegnen diesen Virtuosen also kaum, und sie haben mehr lokale Bedeutung. Kommt dazu, daß die Musik des Generalbaß- und Barockzeitalters heutzutage nur mehr in kleinem Kreis ertönt. Zu ihrer Zeit glänzten auch die Meister des Spinetts, der Gambe und Oboe. Von einem solchen soll die Rede sein.

Jeder Orchesterleiter ist beglückt, wenn er bei Werken, die starke Stellen oder Soli nicht nur bei den Streichern, sondern auch bei Bläsern, ja sogar Schlagwerken haben, sich auf Könner stützen kann. Bei den "Hugenotten" beispielsweise. Giacomo Meyerbeer hat im vierten Akt dieser etwas turpulenten Oper in zarten Tönen komponiert und der Oboe fast allein die Begleitung der holden Valentine anvertraut. An der Münchener Hofoper geschah es einst in friedlichen Zeiten, in denen Leidenschaft und Krieg nur auf der Bühne so stark wogten, wie heute vor und hinter ihr, daß sich das Duett von Sopran und Oboe zu einem Zweikampf auszuwachsen drohte. Hermann Fehse hieß der Meister dieses Instrumentes. Er brachte ein beseeltes Fluidum auch in den Orchesterpart und blies sein Holz ganz genial. So mußte schon die Bosetti oder Morena, eine dieser Sopranistinnen von Weltruf singen, daß die Stimme seinem Spiel gewachsen war. Dieses überwog sehr oft die Leistung des Gesanges, trug aber andrerseits die Stimme wieder hoch in unirdische Sphären. Manchmal konnte das zum Ärgernis zweitrangiger Bühnenkräfte werden, denn obwohl der Dirigent Herrn Fehse im Spielen Mäßigung empfahl, lag immer noch so viel Glanz in seinen Tönen, daß die jeweilige Valentine Mühe hatte, es ihm gleichzutun. Er war mitunter auch ein Maßstab, dieser Oboegesang: an ihm zerschellten nicht ganz bühnenfeste Stimmen. Fehse hatte eine bescheiden-stille Lebenshaltung mit eben nicht sehr großem Lohn für seine Kunst. Das Engagement war fest, zweifellos, nicht aber die Aussicht auf Verbesserung, denn der Etat der Oper wer sehr knapp. Fehse zog seine Kraft und Inspiration aus dem Münchener Boden, war seßhaft wie die Rettichwurzel, die er allabendlich zu seinem Bier im Hofbräuhaus verzehrte, und fand besondere Beschwingtheit in dem Gebräu, das hier so bodenständig war wie er selbst. Es gibt ja Meister jeder Kunst, die ein Stimulans zu großer Leistung führte. Bei Balzac war es der Kaffee, der Alkohol bei Grabbe; Schiller ließ sich von faulen Äpfeln inspirieren, dieser und jener Große vom Tobak. Fehse ward vom Gerstensaft zur Höhe seiner Kunst gehoben. Die Erdenschwere ward ihm leichter, mithin sein zauberhaftes Spiel. In Trance sozusagen vollzog sich bei ihm der nachschöpferische Akt.

Es war ihm fast nicht anzumerken. Er war geschult, hatte den Konsum des Bieres kultiviert und hätte, was er ihm kostete, gerechterweise als zu seinem Berufe unerläßlich der Intendanz in Rechnung stellen können. Er tat es auch in Gestalt einer Eingabe um Gehaltserhöhung.

Die Freunde hatten anfangs Sorge, daß er seine Pflicht im Trunk vergessen könnte. Aber mit nachtwandlerischer Sicherheit — meist war es ja schon dunkel bei Vorstellungsbeginn — erreichte er noch jedesmal das Opernhaus zur rechten Zeit, nicht früher und nicht später. Sein nur leicht gespreitzter Seemannsgang war den Kollegen und dem Dirigenten die Gewähr für geniales Spiel. "Heut hat er wieder Töne!" sagten sie, wenn Fehses Holzton über den Orchesterstimmen schwebte.

So ging es täglich. Auch als die "Hugenotten" Abend für Abend auf dem Spielplan standen. Für den Solopart brauchte er vielleicht eine Maß mehr an Stimulans. So mochte es geschehen, daß er eines Abends seine Freunde im Hofbräuhaus, die ihn sehr spät am Biertisch fanden, mit der Feststellung verblüffte er habe diesmal seine Vorstellung versäumt. Tatsächlich seiner abendlichen Pflicht vergessen! Er war selbst entsetzt. Gehaltserhöhung hin, Gehaltserhöhung her: ihm drohte die Entlassung! Was er bisher mit Haltung getragen hatte, den Glauben an die Kunst und auf Verbesserung der Lebenslage mitsamt der konsumierten Starkbierfülle, warf ihn auf der Stelle in so schwanke Position, daß nur die Freunde ihn begütigend nach Hause lenken konnten. Still ward der Verzweifelte zu Bett gebracht, von seiner Frau mitsamt dem Schicksal, das nun drohte, sehr bejammert. Er dämmerte verstört dem schweren Morgen zu.

An dem ward er zur Intendanz befohlen. Sehr kategorisch, was wohl an seinem Versäumnis und am Temperament des Intendanten lag. Entsprechend schüchtern war Fehses Auftritt.

Der Allgewaltige brachte dröhnend seine Rede an. Was das ge-

stern denn gewesen sei? Wieso er sich zu soviel Freiheit, zu soviel Göttergleichheit aufgeschwungen habe? Die Zeitungen — hat er's denn nicht gelesen? — seien voll davon! Und er selbst, der Intendant, er müsse sagen: allerhand!

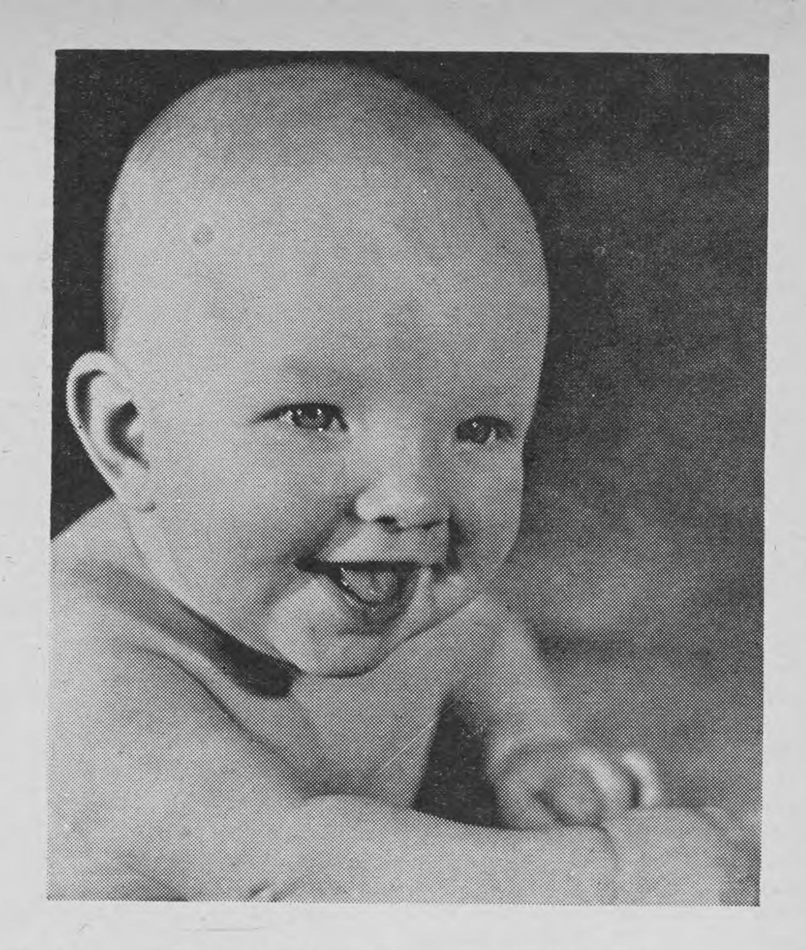
Fehse fand solche Übertreibung übertrieben. Er schrieb sie dem Pathos seines Brotherrn zu und blickte ergeben schuldbewußt in die ihm vorgehaltene Zeitung. Sein biergeschwertes Denken ließ ihn erst nach dreimaligem Überlesen den Sinn der Schlagzeilen erkennen. Von Meisterschaft war hier die Rede, die sich selber übertroffen habe, von einem Können, das einer besseren Verwendung würdig sei. . . .

Dem Meister gab es einen Ruck. Er stellte, noch immer mühsam überlegend ,fest, daß diese Formulierung sich auf ihn bezog, auf seinen fettgedruckten Namen. Und — hoppla! — die Ansicht der Gezette — immerhin die Stimme öffentlicher Meinung — ließ wohl den Intendanten sich so fortissimo gebärden. Und dessen Toben hatte einen anderen Sinn. "Lieber Fehse!" hörte er sich jetzt auch angeredet, und Schulterschlag und Händedruck waren das Signum für gewährte Solderhöhung.

Es war Fehse klar, daß er ein zweites Ich besitzen mußte, das für ihn, während er am Stammtisch saß, das Solo noch genialer als gewohnt geblasen hatte. Denn — das hörte er nun auch von anderen Freunden, als denen, die mit ihm geprostet hatten — seine Valentinebegleitung sei gestern das Glanzstück der Aufführung gewesen, sehr zum Ärger der Darstellerin, die, durchaus bei guter Stimme, seiner Tongebung kaum gewachsen war. Die sei prächtig gewesen wie nie zuvor .

Es ergab sich ferner für den Meister, daß er sein Stimulans, das gute, dicke braune Bier, mit weniger Maß und mehr Mäßigung genießen mußte, bis an die Grenze sozusagen, die ihm die Bewußtseinsschwelle setzte und die zu unterschreiten doch nicht ratsam war. Obwohl: es war zu überlegen, ob seine Kunst nicht weiter eine Steigerung erfahren konnte, wenn er gespalten im Orchester und am Biertisch saß.

Das Unbewußtsein Fehses wurde stadtbekannt — dafür sorgten die Stammtischfreunde — und sehr belacht. Am schönsten aber blies er auch künftig die Oboe, wenn er sich im Hofbräuhaus wähnte und erst die Zechkumpane ihm versichern konnten: nein, nein, er sei tatsächlich bei der Aufführung gewesen. Die Solobegleitung im vierten Akt der "Hugenotten", den Seelenschmerz Valentinens versinnbildlichend, hat jedenfalls niemand wieder so wundervoll auf der Oboe geblasen.



Aus einem Reich ragst Du in diese Welt,
das wir nur scheu in Wesenstiefen ahnen,
in denen Gottes Atem uns erhält.

Du wohnst in Deiner Seele reinem Zelt –
Dein Blick scheint Ufer Dir zu bahnen –
Ich fühl' in mir ein schmerzlich wehes Mahnen –
Wie ward das Schönste doch in uns zerschellt.

Geborgenheit bist Du in Muttergründen.
Dein Wesen ist von solcher Köstlichkeit –
Und meine Seele wird Dir still bereit,
in Dich, in Deines Wesens Schoss zu münden.

Hermann Stadelmann

Teenager-Kultur

Von Hannes Mayer

Wie fern doch die Zeit, da im deutschen Sprachbereich Teenager wie "Tee-Nager" ausgesprochen wurde! Heute weiß jeder — möge er andererseits auch kaum Yes und No sagen können —, daß "Tienädscher" werdende Menschen oder Burschen, zwischen thir-teen und nine-teen sind.

Der Begriff als Bezeichnung für eine Altersstufe ist fragwürdig. Kein Zweifel ist möglich, daß das Mädchen von 19 Jahren in äußerer Erscheinung und seelischer Struktur mehr mit der Neunundzwanzigjährigen als mit der Dreizehnjährigen zu tun hat. Es werden darum auch, ungeachtet der Etymologie, unter Teenagern im Alltags-Sprachgebrauch einfach jene verstanden, die man einst schlichter die "Halbwüchsigen" genannt hat, also Mädchen zwischen vierzehn und siebzehn, Burschen zwischen fünfzehn und achtzehn. Diese Halbwüchsigen nehmen nun offenbar in unserer Zivilisation eine ganz zentrale Stellung ein. Die Zeitungen und Illustrierten sind voll von Geschichten und Berichten über Teenager-Probleme, Teenage-Mode, Teenager-Stars, Teenager-Literatur, Teenager-Kriminalität und so fort. Es scheint demnach in unserer westlichen Welt so etwas zu geben wie eine eigene Teenager-Kultur — mag sie manchmal auch die Züge der Un- oder Anti-Kultur haben.

Rund fünfzig Jahre ist es her, daß ein deutscher Pädagoge und Kulturpolitiker, Gustav Wyneken, mit gewissen Gedankengängen hervortrat, die beträchtlichen Einfluß gewannen. Die Jugend, so meinte Wyneken ungefähr, sei mehr und anders als bloße Vorstufe von Erwachsenheit und Reife. Sie sei eine eigene Lebensform. Jugendliches Denken und Fühlen habe seine eigenen spezifischen Aufgaben innerhalb jeder Zivilisation, und es müßten daher den jungen Menschen besondere Möglichkeiten zu ihrer Realisierung gegeben werden. Diese Ideen, die natürlich nicht von Wyneken allein ausgesprochen wurden, fanden starke Resonanz. In Deutschland entstand die "Jugendbewegung" oder "Wandervogel-Bewegung". Junge Menschen schlossen sich zusammen mit dem deutlichen Wunsch, sich unter eigener Führung von den Erwachsenen zu distanzieren. Sie hatten ihre eigene Kleidung: kurze Hosen für die Burschen, weite, lange Röcke



für die Mädchen, Sandalen, "Wanderkittel" oder Aufschlag-Hemden. Sie strebten nach Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit, pflegten Volkslied, Volkstanz und Wandern, hatten ihre eigene Ausdrucksweise, spielten Gitarre und Mandoline.

Nun in der Tat ist auch unsere "Teenager-Kultur" so etwas wie eine Jugendbewegung. Auch der Teenager hält Distanz vom Erwachsenen, hat seine eigene Mode, spricht seinen eigenen Jargon. Statt der kurzen Hosen sind nun freilich die Blue-Jeans da, anstelle der Gitarre trat der Plattenspieler, das Volkslied und der Volkstanz wurden vom Jazz und Rock'n'Roll abgelöst, die Wanderung von der Roller- oder Kleinwagen-Ausfahrt. Ihre Idole sind Elvis Presley, Paul Anka, Peter Kraus und ähnliche Vertreter dieses Typus. Die Ideologie fehlt.

Indes, die Jugendbewegung, die vor dem ersten Weltkrieg begann und in der Zwischenkriegszeit ihre Höhepunkte erreichte, hatte viel ideale Beweggründe und ging von den Jugendlichen selbst aus. Die Teenager-Kultur von heute ist im Gegensatz dazu durchaus präfabriziert.

Die Industrie spielt für die Formgebung des modernen Teenager-Lebens die entscheidende Rolle. Seit sie den Teenager als Käufer entdeckte, wirft sie ihre Teenager-Kosumgüter auf den Markt und zwingt mit allen Mitteln der "hidden persuaders" (versteckten Überredungskünstler-Reklameleute) ihre Ware den bildsamen und der Mode gegenüber besonders wehrlosen jungen Menschen auf.

Ein hartes Licht auf diesen Tatbestand fiel jüngst in den Vereinigten Staaten (von wo aus die Teenager-Kultur ja zu uns kam) im Zusammenhang mit einem großen und nachhaltigen Schallplatten-Skandal. Die Schallplattenindustrie, die einen großen Teil ihres Gesamtabsatzes gerade in Teenager-Kreisen hat, wurde beschuldigt, mittels Bestechung der sogenannten "D i s c - J o c k e y s" (Schallplattenprogramm-Bearbeiter) "Schlager" und "Stars" präfabriziert zu haben. Dabei erwies sich, daß ein Lied, wenn man es nur beharrlich einige Male am Tag durch den Rundfunk sendet, auf jeden Fall zum Schlager wird, wie immer es auch rhythmisch und melodisch beschaffen sein möge. Ebenso können Sänger von "pop"-(populärer) Musik, deren Stimmen ohnehin durch die raffinierten Hall- und Echo-Effekte der modernen Aufnahmemethode eher technische denn natürliche Produkte sind, durch hartnäckig wiederholte Radiosendungen nebst dem ganzen übrigen Propagandaaufwand künstlich zu Stars hochgezüchtigt werden. So ist es finanziell mächtigen Plattenfirmen möglich, ihre Songs und Sänger ganz unabhängig von jeder Qualität durchzusetzen und dann durch den Plattenverkauf hohe Gewinne einzustreichen. So wird der Teenagers Geschmack oder Ungeschmack aufgepfropft.

Das beschränkt sich natürlich keineswegs auf die Schallplattenindustrie. Es erstreckt sich auch auf Film, Mode, alkoholfreie Getränke, illustrierte Magazine und allerhand für die Industrie einträglichen Firefanz, der kometenartig auftaucht und sehr schnell wieder verschwindet, wie "Hoola-Hoop" und "Scoubidou". Der Teenager ist jedenfalls in viel höherem Maße als der Erwachsene bereit, zu akzeptieren, was das Inserat ihm vorschlägt. "Der Schick des Teenagers beginnt beim Petticoat", lasen wir neulich in einer deutschen Zeitschrift angekündigt. Was bleibt dem Teenager, der längst kein "Backfisch" mehr ist, nun anderes übrig, als jenen "Petticoat" zu erstehen, der, als er noch schlicht Unterrock hieß, bei weitem nicht die gleiche Attraktion besaß? Am nötigen Geld fehlt es ja nicht. . . .

Denn anders als der junge Bursche oder das junge Mädchen von einst verfügt der Teenager von heute über Mittel. Seinerzeit war er als Konsument uninteressant für die Wirtschaft, denn sein Taschengeld war karg bemessen, und er konnte nichts Überflüssiges kaufen. Heute ist er mit Geldmitteln versehen, die oft erstaunlich sind; er ist Kunde, es lohnt für die Industrie, sich den Kopf zu zerbrechen, um ihm Teenager-Kultur anzupreisen.

Die Frage der Bemessung des Taschengeldes für junge Leute gehört heute zu den Problemen, die Pädagogen und Jugendpsychologen Sorgen bereiten. Den amerikanischen College-Boy, der im eigenen Wagen zur Schule fährt, kennen wir längst aus dem Film oder der Zeitung. Aber auch bei uns ist es dahin gekommen, daß ein österreichischer Landesschulinspektor die Geschichte eines Schülers der achten Gymnasialklasse erzählen konnte, der knapp vor der Maturitätsprüfung seine Mutter vor die Alternative stellte: "Mamma, entweder kaufst du mir einen Sportwagen oder ich laufe vor Jahresschluß aus der Schule weg . . ." Der Bursche erhielt den Wagen.

Das ist natürlich ein extremer Fall. Ganz allgemein aber kann man sagen, daß in unserer Zeit die Eltern sich bei der Zumessung des Taschengeldes übermäßig generös zeigen. Teils hat dies mit dem überall in Westeuropa steigenden Lebensstandard zu tun, teils aber auch mit der Mentalität der Eltern, die "ihr Leben auch noch genießen" möchten und sich mit Taschengeld gleichsam ihren elterlichen Pflichten loskaufen wollen. Auch sind in einer wachsenden Anzahl von Familien beide Elterteile berufsmäßig und wollen den halbwüchsigen Kindern, mit denen sich zu befassen sie wenig Zeit haben, durch Taschengeld eine mißverstandene Kompensation schaffen.

Das Geld dient nun leider größtenteils zum Erwerb der fragwürdigen Teenager-Kultur. Diese "Jugendbewegung" könnte allgemeine Verdammung zur Folge haben und richtet jedenfalls seelischen Schaden an. –

Gut gegeben

Bischof Clemens August Graf von Galen sprach während der Zeit des "Dritten Reiches" einmal über den Einfluß der Kirche auf die Jugenderziehung.

Plötzlich stand ein uniformierter Nationalsozialist erregt auf und rief: "Wie kann jemand über die Jugend reden, wenn er weder Weib noch Kinder hat!" — Der Bischof erwiderte ihm mit verblüffender Schlagfertigkeit: "In diesem Hause dulde ich keine beleidigenden Bemerkungen über den Führer!"

Die Strasse, in der Toto einschlug

Erzählung von D. H. Barber

Das Gerücht, eine Frau Rum würde wieder in ihr altes Zimmer über dem Kolonialwarenladen an der Ecke zurückkehren, da sie alles Geld verloren habe, das sie vor zwei Jahren im Fußballtoto gewonnen hatte, wurde in der Kastanienstraße mit gemischten Gefühlen aufgenommen.

"Hochmut kommt vor dem Fall", stellte Frau Meck sauer fest. Sie versuchte schon monatelang, im Fußballtoto zu gewinnen.

Frau Stint, die Gattin des Kolonialwarenhändlers, protestierte. "Frau Rum war nie hochmütig", sagte sie, "das muß ich am besten wissen, wo sie 15 Jahre bei mir gewohnt hat. Eine nettere und freundlichere alte Dame kann man sich nicht vorstellen, und als sie die 30 000 Mark gewann, vergaß sie ihre Freunde nicht. Sie verhalf meinem invaliden Jungen zu seinem Schuhmacherladen und tat in ihrer stillen Art viel Gutes für die benachbarten Nachbarn. Ich habe sie während der zwei Jahre, die sie weg war, sehr vermißt und bin froh, daß sie wieder zu uns kommt."

"Wie hat sie ihr Geld verloren?" fragte Frau Meck.

"Ich habe sie nicht gefragt", cagte Frau Stint kurz. "Ich kümmere mich nur um mein eigenes Geschäft. Aber Sie können sich denken, daß es genug Leute gibt, die darauf warten, einer gutmütigen alten Dame wie Frau Rum ihr Geld abzunehmen."

Vor zwei Jahren, als Frau Rum auszog, fand in der Straße eine Abschiedsfeier statt. Das große, moderne Taxi, das sie zu ihrem neuen Haus im eleganten Westen der Stadt bringen sollte, machte die Straß noch ärmlicher, als sie schon war. Frau Rum versuchte, die Verbindung mit ihren alten Freundinnen aufrecht zu erhalten. In der ersten Woche hatte sie alle Mitglieder ihres Kränzchens in ihre neue Wohnung eingeladen. Es war jedoch das mißglückteste Kaffeekränzchen, an das sich die Damen erinnern konnten. Frau Rum in ihrem teuren Kleid und mit ihrer modernen Frisur schien ihnen eine völlig andere geworden zu sein. Sie tat ihr bestes, um es den Freundinnen gemütlich zu machen, aber als sie aufbrachen, war sie beinahe so froh, sie los zu werden, wie ihre Gäste, daß sie endlich gehen konnten. Niemand trug daran Schuld, es war einfach die Kluft, die das Geld oft zwischen Menschen hervorruft.

Frau Rums Rückkehr wurde nicht gefeiert. Angetan mit den alten, schäbigen Kleidungsstücken, die sie vor ihrem Totoglück getragen hatte, mit Ausnahme eines eleganten Hutes, der als einziges Stück das Glück überdauert zu haben schien, ging sie von dem Bahnhof in ihre alte Wohnung zurück. Sie ließ herumsagen, daß sie sehr gerne Strümpfe stopfen, Kleider ausbessern und sonstige Näharbeiten annehmen würde, und mit der Hilfsbereitschaft der Armen für Arme erhielt sie Aufträge in befriedigender Zahl.

"Das kann ich nicht entscheiden", sagte der Pfarrer der Stadtgemeinde. "Aber ich weiß, daß Frau Rum gerne an unserem nächsten Wochenendausflug teilnehmen würde, und ich weiß auch, daß sie einfach keine 5 Mark auftreiben kann. Wir hielten es bisher so, daß wir das eine oder andere alte Gemeindemitglied, das in Schwierigkeiten war, einluden und die Kosten stillschweigend aus dem Erholungsfonds beglichen. Es hängt nun von Ihnen ab, ob Sie Frau Rum . . ."

Die drei Damen zögerten. Frau Glage, Mutter von 9 Kindern und Gemahlin eines Mannes, der mehr Geld verdiente als irgendeiner in der Kastanienstraße, ergriff als erste das Wort:

"Laßt sie mit uns kommen. Sie war immer unsere gute Seele, sie stimmte die Lieder an und organisierte die Gesellschaftsspiele. Während der zwei Jahre, die sie weg war, war das Vergnügen nur halb so groß."

Frau Stint nickte. "Da sie meine Untermieterin ist, bin ich ganz unparteiisch", sagte sie. "Ich wollte deshalb nicht zuerst sprechen. Ich wäre aber sehr froh, wenn sie mit uns käme."

Alle blickten nun Frau Meck an.

"Wenn es der allgemeine Wunsch ist", sagte sie, "will ich mich anschließen."

Alle waren der Meinung, daß dies der schönste Ausflug gewesen war, den man je mitgemacht hatte. Es herrschte kein Zweifel darüber, daß man den gelungenen Ausflug der fröhlichen Ausgelassenheit von Frau Rum zu verdanken hatte. Sie stimmte ein Lied an, als sie mit dem Autobus durch die Hauptstraße fuhren, und die Damen sangen während der ganzen Fahrt.

Am Ratshaus am Flußufer angelangt, übernahm Frau Rum automatisch die Führung. Sie brachte die alten Damen über die belanglosesten Dinge zum Lachen, und als sie an einem Sportplatz vorüberkamen, auf dem Kinder Ball spielten, stellte sich Frau Glage ins Tor und Frau Rum erzielte mit fünf Schüssen vier Tore. Auf der Rückfahrt herrschte dieselbe Fröhlichkeit, denn Frau Rum besaß eine sprühende, ansteckende Heiterkeit, der sich niemand entziehen konnte.

Als man sie am nächsten Morgen tot im Bette fand, holte man den Doktor und ihren Anwalt, dessen Namen man in ihren Papieren verzeichnet fand.

"Ich machte ihr klar, daß sie noch drei Monate zu leben hatte, wenn sie jede Aufregung vermied", sagte der Doktor. "Sie muß sich auf diesen Ausflug gefreut haben."

"Sie war seltsam", sagte der Anwalt, "aber nach dem Gesetz nicht unzurechnungsfähig, so daß ihr letzter Wille ausgeführt werden kann, in dem sie bestimmte, daß ihr Vermögen unter etwa hundert Bewohnern der Kastanienstraße aufgeteilt werden soll. War es nicht merkwürdig, daß sie den Verlust ihres Geldes vortäuschte, um die letzten Wochen ihres Lebens im Kreise ihrer alten Freundinnen zu verbringen?" –

Aus der katholischen Welt

Der Marienbote gratuliert:

Dem neugewählten Abt-Ordinarius Hieronymus Ferdinand Weber O.S.B. der Benediktinerabtei zu Muenster, Sask. Abt-Ordinarius Hieronymus übernimmt das Amt des am 10. März verstorbenen bekannten Abt-Ordinarius Severin Gertken O.S.B.

Dem Priestergreis Pater Karl Groetschel O.M.I., Unity, Sask., zum sechzigsten Jahrestag seiner hl. Priesterweihe (24.Mai).

Dem H. H. Pater Philip Ruh O.M.I., zum Goldenen Priesterjubiläum (Cooks Creek, Man., 10. Juli).

Zum Silbernen Priesterjubiläum den H. H. Patres: Heinrich Wagner O.M.I., Pierceland, Sask. (14. April), Georg Walliser O.M.I., Dilke, Sask. (18 Juni) und Werner Merx O.M.I., St. Marien, Regina, Sa.k., (14. Juli).

UNGARN Kardinal Mindszenty konnte nicht ans Grab seiner Mutter. In dem kleinen westungarischen Dorf Csehimindszent wurde die im Alter von 85 Jahren verstorbene Mutter des Kardinals Mindszenty, Barbara Pehm, beigesetzt. Kardinal Mindszenty selbst, der sich seit 1956 in der amerikanischen Botschaft in Budapest im Asyl befindet, konnte persönlich an der Beisetzung, die im engsten Kreise stattfand, nicht teilnehmen. Doch legte ein Beauftragter in seinem Namen einen Kranz am Grabe der Mutter nieder. In Budapest begaben sich verschiedene Mitglieder des Diplomatischen Corps in die amerikanische Botschaft, um dem Kirchenfürsten ihre Kondolenz zu erweisen. Der Primas von Ungarn lebt dort seit seiner Befreiung aus dem Gefängnis, seit dem von russischen Panzern niedergewalzten Volksaufstand, im Asyl. Csehimindszent ist der Geburtsort des Kardinals, nach dem er seinen Namen später in Mindszenty geändert hat.

Die Zeit der Flüchtlingslager scheint heute in Westdeutschland im großen und ganzen beendet zu sein. Für die kirchliche Arbeit unter Flüchtlingen stellen sich entsprechend andere Aufgaben. Da die 300 Zonenpflüchtlinge, die jetzt noch täglich eintreffen, nur 36 Stunden im Durchgangslager bleiben und dann nach kurzer Zeit in Übergangswohnheime oder auch in eigene Wohnungen ziehen, kann die Seelsorge in vielen Lagern kaum noch zum Zuge kommen. Der Schwerpunkt der Verantwortung hat sich damit in die Gemeinden verlagert. Es sei aber entschieden unzureichend, was von den Gemeinden für die Eingliederung der Flüchtlinge geschieht, erklärte Dr. Landsberg vom nortrhein-westfälischen Sozial- und Vertriebenenministerium. Vor allem brauchten die jungen Menschen aus der Zone, die in die westdeutschen Großstädte kommen, dringend Betreuung und Hilfe. "Wir finden sie aber meist erst dann wieder, wenn sie in der fremden Umwelt gescheitert sind, weil wir Christen sie allein ließen." Ähnlich sei es um viele Aussiedler aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße bestellt, die sich im Westen wie heimatlose Emigranten fühlten und leider nicht wie deutsche Landsleute. "Wir müssen das peinliche Schweigen über die Not dieser Vereinsamten brechen und das Mißtrauen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen abbauen", betonte Dr. Landsberg nachdrücklich.

In den größeren Städten Belgiens wurde eine Erhebung über die Abendmessen an Werktagen durchgeführt. Die Untersuchung ergab, daß der Abendmesse mehr Gläubige beiwohnen als allen Morgenmessen zusammen und daß über die Hälfte der Gläubigen zur Kommunion gehen. Etwa ein Drittel der Besucher der Abendmesse sind "Stammgäste", das heißt solche, die tagtäglich in der Abendmesse anzutreffen sind. Ferner wurde die Feststellung gemacht, daß es am vorteilhaftesten ist, wenn die Abendmesse kurz nach Arbeitsschluß gefeiert wird. Dieser Termin ist auch für die Kommunionempfänger günstig, was bei der Abendmesse nach dem Nachtessen weniger der Fall ist.

In Moskau wird in Kürze eine eigene Universität für asiatische, afrikanische und lateinamerikanische Studenten eröffnet werden. Studierende dieser Universität zahlen keinerlei Studiengebühren, haben daneben noch freie Wohnung und Kost, auch Hin- und Rückreise bezahlt für sie der Staat. Übrigens erhalten sie noch ein Taschengeld. Am Ende dieses Jahres rechnet man bereits mit etwa 500 Studenten. Die Zahl der Studierenden soll sich später auf 4000 erhöhen. Hier zeigt sich einmal mehr das Bemühen der Kommunisten, die gebildete Führerschicht der Entwicklungsvölker in ihrem Sinn zu beeinflussen.

Die Leiter, Lehrer und Inspektoren der Schulen in Israel wurden von staatlicher Seite gebeten, den Geist des gegenseitigen Verständnisses und der Toleranz sowohl unter den Schülern verschiedener Religionszugehörigkeit wie auch in der Elternschaft besonders zu fördern. Die Regierung folgte damit einer Bitte des "Nationalen Komitees für innerreligiöse Zusammenarbeit", deren Vorsitzender Prof. Mazar ist, Präsident der Hebräischen Universität. In einem Rundschreiben werden zu diesem Zweck Vorträge und andere Veranstaltungen empfohlen sowie Redner namhaft gemacht, die sich den Schulen zur Verfügung stellen.

Immer zahlreicher finden sich heute junge Menschen, die einige Jahre ihres Lebens für die Missionsarbeit opfern wollen. In den Vereinigten Staaten hat diese Form des Laieneinsatzes bereits feste Formen angenommen. Seit 1956 gibt es in der Nähe von New York ein Schulungszentrum für Laienmissionare. In neunmonatigen Abendkursen bereiten sich hier junge Leute, die besondere Fähigkeiten in ihren Berufen mitbringen, auf die Arbeit in Übersee vor. Sie führen in dieser Zeit ein Gemeinschaftsleben, das mit der Messe am Morgen beginnt, verdienen sich den Lebensunterhalt in ihren Berufen als Handwerker, Ingenieure, Ärzte und Agrarfachleute und besuchen am Abend Vorlesungen. Auf dem Studienprogramm stehen Theologie, kirchliche Soziallehre, Missionskunde, Missionsgeschichte und nicht zuletzt Soziologie. Dozenten sind erfahrene Missionare. Die "Missionsstudenten" in Paterson arbeiten während des dreiviertel Jahres nicht nur für den eigenen Unterhalt, sie finanzieren auch das Taschengeld für die weiterlaufende Sozialversicherung für ihre schon ausgesandten Freunde. Diese haben sich für mindestens drei Jahre verpflichtet und die Versicherung gegeben, in dieser Zeit unverheiratet zu bleiben. Der Name der jungen Organisation, "Gesellschaft für Internationale Entwicklung", ist keine Tarnbezeichnung. Er soll zum Ausdruck bringen, daß die Mitglieder in erster Linie mithelfen wollen, den Menschen in den entwicklungsbedürftigen Missionsländern Unterstützung zur wirtschaftlichen Selbsthilfe zu leisten. Inzwischen wurde auch in Los Angeles nach dem Beispiel aus dem Norden ein Schulungszentrum gegründet, das schon mehrere Laienmissionare in die Welt geschickt hat. San Franzisko und Chikago planen, sich dem Werk anzuschließen.

Die Verfuehrung zum Selbstmord

Der chinesische Kirchenkampf in entscheidender Phase

Von Erwin Kleine

Die Weltsituation ist deshalb so verworren, weil die Wölfe immer wieder Garantien gegen die Angriffslust der Lämmer verlangen.

Ein türkischer Publizist

In einer Geheiminstruktion an Parteifreunde im Ausland stellten die roten Wölfe Chinas eine Gebrauchsanweisung für die wirksame Behandlung der katholischen Kirche auf, die zum gefährlichsten Experiment wird, das man in Peking ausklügeln konnte: "Lockt den Feind an! Vernichtet den Feind!" Damit ist der chinesische Kirchenkampf in eine letzte, vielleicht entscheidende Etappe eingetreten. Die Kommunisten haben ihre Brutalität und ihre grausamsten Einfälle an der kleinen Schar von Katholiken erschöpft und nun zu einem Mittel gegriffen, das von innen wirken soll — wie Opium — zu der "Verführung zum Selbstmord". Und es scheint, daß zehn Jahre Diktatur in der "roten Hölle" einen Reifeprozeß bestimmten, der die Umgangsformen mit ideologischen Gegnern immer intelligenter und teuflischer werden ließ.

Der dreifache Angriff

Es begann mit Totschlag. Überall, wo die Kommunisten im Laufe des Bürgerkrieges vorrückten, fielen unter ihren Schüssen Anhänger des katholischen "imperialistischen Aberglaubens". Mönche wurden lebendig begraben, Nonnen verhungerten im Kerker und chinesische Jugendliche wurden zu Zwangsarbeiten eingezogen, die sie in wenigen Monaten das Leben kostete.

Seit ihrem Einmarsch in Peking am 1. Oktober 1949 hetzten die Roten in Presse und Rundfunk und öffentlichen Reden gegen die Kirche. In allen Städten schleppte man Priester und Schwestern vor die Volksgerichte, wo man in zermürbenden Prozessen die seltsamsten Anklagen erlog: "Du hast in den Spitälern Kranke gefoltert, Kindern die Augen ausgerissen, um damit experimentelle Untersuchungen anzustellen. Du hast Chinesen ermordet und ihre Herzen verzehrt!" — Mancher bekannte, nachdem er tagelang ohne Schlaf verhört worden war. 120 einheimische Priester und 30 ausländische Missionare starben nach 1949 als Martyrer. Über 6000 ausländische Glaubensboten mußten das Land verlassen. Tausende von Laien aus der Katholischen Aktion hatten Unmenschliches in den Gefängnissen zu erdulden. Die meisten Christen standen hinter ihren Priestern, und selbst viele Heiden opponierten gegen die Bluttaten der Regierung. Im Ausland verbreitete sich der schlechte Ruf der "Räuber" aus Peking — und schließlich sehnte man sich doch nach einem Sitz in der UNO.

So wurde 1951 ein neuer Weg beschritten. Über "Religionsfreiheit" hatte in der chinesischen Volksdemokratie ja nie ein Zweifel bestanden! Es schlossen sich mehrere abgefallene, regierungshörige Priester und Laien zur sogenannten "Reformkirche" zusammen und forderten die dreifache Autonomie der Nationalkirche:

1. Selbstverwaltung: Ernennungen der Bischöfe durch Rom sind für die Nation überflüssig und beleidigend.

2. Selbsterhaltung: Die chinesischen Katholiken sollen ohne Auslandshilfe ihre Sozialinstitutionen und Schulen erhalten.

3. Selbstverbreitung: Missionare hinaus und Anpassung der katholischen Theologie an die kommunistische Direktive.

Wer sich dieser neuen Kirche nicht anschloß, wanderte ins Gefängnis. 27 einheimische Bischöfe und ein Kardinal waren bereits rechtmäßig an die Spitzen der Diözesen gestellt, als die Kommunisten die Macht übernahmen. Manche Gläubige traten der "Los-von-Rom-Bewegung" bei. Im Jahre 1954 gab Papst Pius XII. in einer Enzyklika eine scharfe Verurteilung der Reformkirche heraus, die auch über die chinesische Mauer ins christliche Volk gelangte. Viele ließen sich durch diese Worte des Hl. Vaters zurückhalten, obwohl die Regierung in Zwangsschulungen die Enzyklika zum Diskussionsthema machte und zu zersetzen suchte.

Mit dem Wachstum der psychologischen Kenntnisse von Mao Tse-tung und Genossen wandelte sich die Reformkirche 1955 in eine "Unabhängige Katholische Kirche" um. Daraufhin wurden innerhalb eines Monats 70 Priester und 2000 Laien verhaftet. Die ganze Welt kennt die Methoden der modernen Gefangenenbehandlung: Gehirnwäsche, Selbstanklagen und periodische Verhaftungen trieben manche Priester und Laien in die Arme der Gegner.

Der gefährlichste kommunistische Hieb gegen die katholische Kirche wurde im Jahre 1957 durch eine Ansprache Maos eingeleitet, die man die "Blumenrede" nennt. Optimisten sprachen von Freiheit für die Kirche, und mit sonderbaren Gefühlen fuhren am 15. Juli selbst **Bekennerbischöfe nach Peking**, wohin sie zur "Nationalkonferenz der Katholiken Chinas" eingeladen waren. Was die kommunistische Presse von diesem Kongreß berichtet, war neben der üblichen Flut von Schmähreden gegen den Vatikan ein Beschluß, überall im Lande sogenannte "Patriotische Vereinigungen chinesischer Katholiken" zu gründen. Damit hatten die Roten den Ent-

scheidungskampf ins Innere der Kirche verlegt.

Entnervt und schuldig

Für eine patriotische Kirche brauchte man patriotische Bischöfe, bei deren Wahl und Konsekration gegen das ausdrückliche Verbot Roms oft komödienhafte Zustände herrschten. So konnte es vorkommen, daß der Leiter des Regierungsausschusses für Religionsangelegenheiten im Namen aller Anwesenden die Stimme einem vorherbenannten Priester gab, oder daß Protestanten und Katholiken gemeinsam wählten. 26 schismatische Bischöfe sind bis heute geweiht und viele andere gewählt, die bereits ohne eigentliche Konsekration ihren Sprengeln vorstehen. Bei aller Hochachtung vor vielen Bischöfen, die nach völliger Entnervung im Gefängnis, psychologischer Behandlung und "Entpersönlichung" einer Weihe zustimmten und spendeten, bleibt doch die heikle Frage, ob wir in China eine schismatische Kirche haben. Wenn man im Augenblick nicht von einem Schisma reden will, so zeigt sich doch eine beängstigende Entwicklung.

Die ganze katholische Welt freute sich über die ironischen Antworten von Msgr. Chow, des Erzbischofs von Nanchang, als ihm im letzten Sommer die Tirara der schismatischen Kirche angeboten wurde: "Ich kann hoffen, wenn ich treu bleibe, Papst der ganzen Kirche zu werden!" Nach fünfjährigem Kerker eine solche Antwort. Sie zeigt, daß noch andere christliche Kräfte in China wirksam sind die ein tiefreligiöses Leben garantieren.

Der "Aberglaube" lebt

Es ist schon oft die Frage gestellt worden, warum sich die Regierung eines Sechshundert-Millionen-Volkes länger als zehn Jahre mit der verschwindenden Minderheit von knapp vier Millionen Katholiken herumschlägt, ohne sie völlig unterdrücken zu können. Das echte chinesische Christentum ist fest gegründet. Trotz der neuerdings starken Abschirmung des Staates nach außen, trotz Sperre der Zeitschriften und Kontrolle von Nachrichten, die nach Hongkong laufen, dringen die Heldentaten einiger Stadtgemeinden immer wieder in die freie Welt. In Shanghai stehen die Katholiken im Kampf mit den Roten, der nach allen Folterungen, Gefängnisstrafen und Verschleppungen unvermindert fortgesetzt wird.

Dieses hartnäckige Beharren in einem "wissenschaftlich nicht zu beweisenden Aberglauben" veranlaßte die Regierung zur Errichtung des Schisma und zum Aufbau des "Büros für religiöse Angelegenheiten". Diese staatliche Religionszentrale gibt offen das Ziel der roten Kirchenpolitik zu, die verblendeten Gläubigen von ihrem irrationalen Irrtum zur Realität der Volksindustrie zurückzuführen.

1957 erfolgte die Kommunisierung des gesamten Lebensbereiches. Familien wurden auseinandergerissen, Männer und Frauen zu Arbeitsbrigaden und Lebenseinheiten von je 10 000 bis 50 000 zusammengefaßt. Gemeinsame Schlaf- und Speisesäle ersetzen das Heim. Kinder werden in staatlichen Anstalten aufgezogen und Regierungsfunktionäre "umsorgen" das gesamte Privatleben. Jeder ist jedermanns Spitzel.

Hilfe für China: Gebet

Vielleicht liegt China zu weit auf der anderen Seite unserer Erde. Vielleicht aber glauben wir uns zu häufig und zu aufdringlich darauf hingewiesen, daß unsere Brüder bluten. Sie bluten. Natürlich, jeder weiß das. Zehn Jahre hält die Verfolgung schon an. Soll man etwa jeden Tag an Dinge denken, die einen halben Erdumfang entfernt vor sich gehen? — Leider spürt man im Innern häufig ein Abwehrgefühl, wenn "die verfolgten Glaubensbrüder dem Gebete empfohlen" werden, "damit China treu zur Einheit der Kirche stehe . . . daß den bedrängten Christen reicher Gnadensegen vermittelt werde. . ." –

SIE IST MIR LIEB

Solange dir die Kreaturen etwas sein können, solange findest du nimmer rechten Trost. So dich aber nichts mehr zu trösten vermag denn Gott, so tröstet Er dich auch und mit Ihm alles, was Wonne ist.

Meister Eckhart

Aus allerlei Predigten

Ein Geistlicher erzählte die Geschichte vom Jüngling, der während einer Predigt des Apostels Paulus — auf dem Fensterbrett sitzend — einschlief, aus dem Fenster fiel und dadurch ums Leben kam. Darauf fragte der Priester ein kleines Mädchen: "Was kann man aus diesem Ereignis lernen?" Das Kind antwortete: "Man kann daraus lernen, daß eine Predigt nicht zu lange dauern soll."

Bescheidenheit und Wahrheit

Die Berliner Hedwigskirche war immer bis auf den letzten Platz gefüllt, wenn Bischof Graf Preysing predigte. Nach dem Grund seiner großen Beliebtheit gefragt, sagte der Bischof: "In der Hauptsache sind es Studenten, junge Damen und junge Offiziere, die meine Predigten besuchen. Die Studenten kommen, weil ich in der Prüfungskommission bin. Die jungen Damen kommen wegen der Studenten und die jungen Offiziere wegen der jungen Damen!"

Furchterregende Predigt

Ein gefeierter Kanzelredner hielt zu Ende des Kirchenjahres eine gewaltige Predigt über den Weltuntergang und das künftige Gericht. Viele Zuhörer konnten sich der Tränen nicht mehr erwehren, ja manche brachen vor Ergriffenheit und Angst in lautes Schluchzen aus! — Da hielt der Prediger inne und sprach: "Meine Lieben, ihr weinet wegen des künftigen Gerichts? — Trocknet eure Tränen, denn ich habe euch noch etwas zu sagen, das ist noch furchtbarer als diese letzte Entscheidung!"

Die einen schauten daraufhin aufs höchste gespannt zum Redner auf, die anderen voll banger Angst zu Boden: Was könnte das sein, was noch furchtbarer wäre?

Da rief der Priester in die Totenstille feierlich: "Nach Ablauf einer Stunde werdet ihr alles wieder vergessen haben. Ihr werdet euren sündhaften Neigungen aufs neue nachgehen und eure unsterbliche Seele aufs neue in tödlicher Gefahr halten!"

Sollte diese Feststellung auch auf uns zutreffen?

Eine Lanze fuer die Prosa

"Rheinischer Merkur"

Wenn es sich hinten reimt, ist es ein Gedicht, gleich, ob es sich recht oder schlecht reimt, gleich, ob der Rhythmus sich auf Platt-, Spreiz- oder Senkfüßen statt auf Versfüßen bewegt und Hühneraugen in Form von überzähligen Silben hat. Schlechte Gedichte sind, so scheint es, allemal besser als gute Prosa. Ein Dichter erfreut sich allgemeiner Hochachtung und wird nur zu besonderen Anlässen, Fest- und Feiertagen benutzt. Der Schriftsteller dagegen ist ein Mann des Alltags und wird, so er nicht gerade bestgesellert hat, ein wenig über die literarische Achsel angesehen.

Aber reden wir mal nicht von den berufenen und berufsmäßigen Dichtern und Schriftstellern, die der Literatur und ihren Kritikern anheimfallen, sondern über den einfachen Mann. Wie reagiert er auf Poesie und wie auf Prosa? Prosa läßt ihn kalt, kühl oder lau; sie erregt oder erhitzt ihn; aber eines schafft die Prosa nicht: sie erhebt den einfachen Mann nicht. Wenn es sich aber hinten reimt (und wenn die Reime gar noch gesungen, gezithert oder geblasen werden), dann spürt er ein feierliches Rieseln auf der Haut und in den Adern, ist er gerührt, läßt seinen Augen ein paar Tränen entsprühen und ist, in Ausnahmefällen, sogar guter Taten fähig.

Der einfache Mann schreibt der Poesie mit froher Gewißheit eine veredelnde, verklärende Wirkung zu. Daher bedient er sich ihrer, wenn er etwas zu feiern hat, Geburtstage, Stiftungsfeste, Hochzeiten, Jubiläen, Siegerehrungen, Kommerse, Einweihungen aller Art. Das, was er sagen möchte, kleidet er nicht in einfache, schlichte Worte, sondern trägt sie in verschnörkelter, verballhornter, gewundener Form vor und alles nur, damit es sich reimt. Es wird Wert darauf gelegt, diese Poesie nicht fix und fertig von den Dichtern zu beziehen, sondern sie selber anzufertigen. Deshalb heißt es nicht "Herzlichen Glückwunsch", sondern "Zu deinem Wiegenfeste, wünschen wir dir das Allerbeste". Da es nur zwei Zeiten sind, ist es noch harmlos. Es gibt jedoch Gelegenheitsdichter, die machen es nicht unter fünf, sechs oder mehr Strophen, die lahm wie Enten daherwackeln, und solche, die ganze Hochzeits-, Bier-, Karnevals- und ähnliche Zeitungen volldichten. Sie reiten eine elende, humpelnde Schindmähre, die von Albrecht Dürer entworfen sein könnte, und meinen, sie hätten den Pegasus zwischen den Schenkeln.

Und diejenigen, denen solche Poesie verabfolgt wird, wenden sich nicht etwa mit Grausen ab und stopfen sich die Ohren zu, weil die Scharniere, in denen das Gedicht hängt, greulich quietschen, nein, sie sind erfreut und gerührt, daß da einer seine poetische Ader hat fließen lassen und die Endsilben im Schweiße seines Angesichts auf Reim gebracht hat. Es ist unerklärlich, weshalb Leute, die sonst ein einwandfreies Deutsch zu sprechen pflegen, bei besonderen Anlässen über die Sprache herfallen und zu Reim-dich-oder-ich-freß-dich-Dichtern werden. Vielleicht, weil es den Dichter als steuertechnischen Begriff nicht gibt, wohl aber den Schriftsteller? Oder weil Herz erst Herz, Liebe erste Liebe ist, wenn es sich, wie bekannt, auf Schmerz und Triebe reimt?

Auch Geschäftsleute bedienen sich gern der Poesie. "Bei Wilhelm Krause ißt du wie zu Hause" oder "Stoffe von Müller sind ein Knüller". Ob sie meinen, daß ihre Schnitzel schmackhafter, ihre Stoffe durch Reime haltbarer werden? Es darf füglich bezweifelt werden. Es gibt sogar Geschäftsleute, die, anstatt ihren Kunden mitzuteilen, wann und wo sie eine neue Filiale eröffnet haben, sie mit einem Gedicht beglücken. Oder sie schreiben "Blumen für Freud und Leid" an ihre Schaufensterscheibe, wobei die um ein E verkürzte Freude den Sinn für Poesie ausdrücken soll.

Poesie kann gut gemeint sein, aber sie schmeckt sehr leicht ranzig wie die Träne mit Orgelmusik und Kinderchor im Film oder die Liebe, die einer bibbernd ins Mikrophon falsettiert. Deshalb, liebe Leute, so ihr nicht berufsmäßig zum Dichten verurteilt seid, sagt es doch in Prosa, mit Worten, die nicht zu Reimen verdrechselt sind. Herzlichen Glückwunsch. Ein gesundes neues Jahr. Frohes Fest. Reine Wolle, Unfermentierte Tobake. Blickt dabei dem anderen ins Auge und drückt ihm fest die Hand, wenn ihr es ehrlich meint. Sonst laßt es lieber ganz bleiben.

H.R.

Im gleichen Augenblick

Im gleichen Augenblick,
Da ein Brief auf die Post kommt,
In dem geschrieben steht,
Daß zwei Menschen
Sich aus der Bindung
Mit der Kirche lösen,
Weil sie mit ihrem verchromten Auto
Das Wissen um Gott
Zu Tode gefahren haben,
Kann auf der anderen Hälfte
Der Weltkugel
Ein dunkelhäutiger Bettler
Plötzlich Gottes Dasein erfassen
Und ihn aussagen sein Leben lang.
Denn keiner weiß,
Wo Gott verstoßen wird,
Und keiner weiß,
Wo er lebendig wird
Im gleichen Augenblick.

Lotte Tiedemann

Was ist denn alle Mutter- und Vaterschaft anders als geheimnisvolle Hilfe! Chr. Morgenstern

*

Man muß ein edles Leben geführt haben, um edel zu lieben. Kingsley

Gottes eigenes Bauwerk

Was bedeutet dem Gläubigen die Kirche?

Wir erleben heute Abkehr von "Andachten" und eine Rückkehr zur Andacht; wir erleben ein abnehmendes Interesse an Frömmigkeitsformen, die für bestimmte Länder gut waren, heute ihre Rolle aber ausgespielt haben, weil sie ihr Ziel schon längst erreichten.

Man kehrt zurück zur Einfachheit des Evangeliums. Wir werden uns immer mehr bewußt — und Papst Johannes XXIII. bestärkt uns in diesem Bewußtsein, — daß das kanonische Recht und der ganze Verwaltungsapparat der Kirche nur das Skelett sind, das die Kirche davor bewahren soll, schutzlos wie ein Weichtier Widerständen von außen und innen preisgegeben zu sein. Ein Skelett soll jedoch nicht sichtbar in Erscheinung treten.

Und haben wir nicht unter Pius XII. erlebt, wie viele noch ungehobene Werte im Corpus-Mysticum-Gedanken verborgen liegen: Christi Identität mit der Kirche!

Kann es wundernehmen, daß viele Katholiken einen zu engen, einen schiefen Begriff von ihrer Kirche haben, ja daß sie überhaupt keinen Begriff von ihr haben? Sie haben bestimmte Seiten der Kirche kennengelernt, Bruchstücke erlebt. Einige haben sich an Ecken und Kanten gestoßen — und meinen dann, daß der "Fels" ein "Stein des Anstoßes" auf ihrem Wege sei. Viele leben in katholischer Selbstgenügsamkeit ohne tiefere geistige Bedürfnisse dahin, weil sie keine Ganzheitsschau, keine klare Vorstellung von ihrer eigenen Kirche besitzen.

Darum sind sie schlechte Exponenten ihrer Religion, wenn sie von Andersgläubigen gefragt werden, was ihnen ihre Kirche eigentlich bedeute. Es ist schlimm, seinen Gegnern nicht antworten zu können; aber noch schlimmer ist es, sich selbst nicht antworten zu können — und am allerschlimmsten, ein Problem überhaupt nicht zu sehen, wo wirklich ein Problem vorhanden ist. Und heute ist das Problem "Kirche" wieder zu einer brennenden Frage für viele Christen und viele Nichtchristen geworden.

Es soll kein Vorwurf erhoben werden gegen Christen, die "ihren Katechismus kennen", in der Pfarrei und in der katholischen Politik mitleben und eine positive Einstellung zu ihrem Bischof und zu dem Papst fern in Rom haben, die aber keinen universellen Kirchenbegriff besitzen, weil sie ihre Kirche nie in den großen Zusammenhängen erlebt haben und ihr Verhältnis zu Jesus und — durch ihn — zum Vater im Himmel nie in dieser Sicht gesehen haben: die Kirche als "Gottes Staat", die Kirche als die Totalität der Heilsveranstaltungen Gottes, die Kirche als das Allsakrament, identisch mit Christus, der das Ursakrament ist.

Solchen Katholiken möchten wir dazu helfen, in ihrer Kirche fürderhin nicht mehr nur einen tadellos funktionierenden Mechanismus zu erblicken, sondern sie als einen Organismus zu erleben, in dem sie selbst, jeder an seinem Platz, Organe für Christus sind, das heißt also selbst eine "Funktion" ausüben.

Und jetzt auch ein Wort an nichtkatholische Christen, die das Kirchenproblem entdeckt haben und nun gerne wissen möchten, wie die katholische Kirche über sich selbst denkt — nicht diese oder jene Einzelheit aus dem Katechismus, sondern das Wesentliche: die Kirche als Mysterium, von menschlicher Seite aus gesehen, und betrachtet in der Perspektive unseres ewigen Heils. Müssen wir den noch Draußenstehenden sagen, daß es notwendig ist, redlichen Willens zu sein, wenn man die Religiosität einer anderen Konfession verstehen will? Daß man von der Oberfläche und von Nebensächlichkeiten absehen muß? Daß man von wild wuchernden Schößlingen und von Fehlentwicklungen in der Gegenwart wegschauen können muß, um das Wesentliche zu finden? Verborgen hinter dem Offiziellen liegt das Persönliche, und bis dahin muß man vordringen, um auch das Funktionelle im Leben der Kirche zu entdecken.

Auch wir Katholiken — als Gegenpart derer, die uns von außen sehen — sind mit all den Schwächen behaftet, die allen Adamskindern gemeinsam sind; mit den Schwächen aller religiösen Menschen und noch dazu mit den Schwächen unserer eigenen Konfession; aber sie sind ohne Belang gegenüber dem Bild der Kirche, das wir als Ideal vor Augen haben.

Wie der einzelne Katholik über seine Kirche nicht richten kann, bevor er sich darüber Rechenschaft gegeben hat, wie weit er selbst sein Kirchenideal verwirklicht hat, so bitten wir auch die Andersgläubigen, über unsere Auffassung von der Kirche nicht nach dem Maße unserer menschlichen Verwirklichung zu urteilen, sondern nach dem, was Jesus Chritus selbst in Hinsicht seiner Kirche gemeint und gewollt hat.

Von außen sehen bunte Kirchenfenster verwirrend, trist und staubig aus; von innen haben sie Sinn und Farbenglut: wir laden alle ein, mit einzutreten und zu sehen, was sie zu sagen haben. –

An der Demokratie ist nicht das Mitspracherecht das wichtigste, sondern die Mitdenkepflicht.
Wilhelm Lichtenberg

Flimmernde Mohairhuetchen

Ein Mann hat seine Gedanken über neue.. Hüte

Von Eugen Skasa-Weiß

Eine Weile drehte ich der Stadt den Rücken und lebte ahnungslos auf dem flachen Land. Aber so flach ist heute kein Land mehr, daß nicht plötzlich etwas vorüberschneien kann, was da draußen keiner erwartet hatte.

Was vorüberschneite, war eine lila Flocke von Topfhut, unter dem eine Dame Auto fuhr.

Ich sah lange nach. Ganz rasch, wie eine schaumige Vision, war das Hütchen vorbeigehuscht, im 50-Kilometer-Tempo. Ein Topfhut, den ein Löwenzahnschöpfchen erfolgreich geküßt hatte — in der Ferne raste er dahin! Zwei Tage später barg die ländliche Kohlenhändlersgattin ihren Kopf in einem strubbelig hingehauchten Modell und verlor sich damit ins Kino.

Damals dachte ich mir nichts Schlimmes, Aber als ich in die Stadt fuhr, wandelten die flauschigen Topfhutschöpfchen kreuz und quer durch alle Straßen. Sie gaben den Gesichtern, die darunter blühten, etwas füllig Flirrendes und verwandelten Damen, die man vorher unverwechselbar gekannt hatte, zu Astralgestalten, von denen man im Vorübergehen ungenau geträumt hatte.

Es ist nur Mohair, und warm, sagte Brigitte freundlich wegwerfend, als ich verwundert beanstandete, mit wieviel übertriebener Zartheit ihr kühl gekämmertes Profil ins Impressionistische abgewandert war.

Und mit einer blütenweißen Angorakuppel, in die Höhe und Breite gezaust, schwebte sie unter dem Mohairgeflimmer neben mir dahin, lieblich verfremdet, doch zu gleicher Zeit kaleidoskopisch verfielfältigt. Denn es begegenten uns zu hibiskusrote Kokosflocken, flaschengrün, explodierende, schimpansenfellschwarze und ungezählte aus zerblasener Sahne, manche wie zerbröckelnde Baisers.

Als ich Lale Andersen in einem Weinhaus treffen wollte, zog ein kaffeebrauner Igelflausch meine Aufmerksamkeit so entschieden an sich, daß ich mir einredete, sie verfehlt zu haben. Ich starrte auf das elfenhafte Flöckchen Dame, das unterm kaffebraunen Kräuselturban ins Dämmer der Weinstube wehte, wie Männer eben starren, wenn etwas Neues in ihren Weintischhorizont gerät. Plötzlich aber fiel es mir wie Schuppen, nein, wie gezupfte Hutflöckchen von den Augen — das konnte sie selbst sein, verzaubert emporgetaucht aus dem Märchen von Tausendundeinem Hut. Das war sie auch.

Eine wohlhabende und gedrungene Fischhändlerin, die ich noch niemals gesehen hatte, und ohne Hut schon gar nicht, lernte ich in einem bischofsvioletten Flimmerhütchen kennen, ganz entzückend. Solange sie dieses Hütchen über den rabenschwarzen Ponyfransen trug, konnte ich nicht fassen, daß sie mit Kabeljau und Dorsch beschäftigt war. Als sie aber absetzte, konnte ich es fassen. Ich heftete meinen Blick, während wir uns unterhielten, verzehrend auf den Gardeobenständer. Dort war ihre liebliche Hutskabiose auf dem Sprung, ihr schwieriges Gesicht mit jenem Tremolo zu verklären, das ihr Pony allein nicht zuwege brachte.

In einem Schaufenster sah ich kurz danach auf hoher Stange einen damenhaften Geßlerhut mit dem Schild: “Besonders modisch!” Die Idee war einfach, aber als Hut warf sie den Laien aus allen Geleisen — es war das abgesägte Oberstück eines Boilers, dem sich die schneeweißen Haare sträubten wie dem König Lear. Ihm zu Füßen kauerte, moskowitisch stachelig, ein kohlpechrabenschwarzer.

Daß der Topfhut sich auf dem Höhepunkt seines Lebens die Haare raufen könnte, um jung und alt mit gelockerter Perücke in eins zerfließen zu lassen, war nicht vorauszusehen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich vor einem Jahr in München eine Dame mit zornig verrutschtem Topfhütchen beim Schimpfen erwischte, weil ihr ein Taxifahrer einen Schlammspritzer an das linke Nylonbein geparkt hatte — “Sehen Sie nicht, daß hier eine Dame geht, Sie Hirsch, Sie?”

Ob diese Amazone, von Mohair umflimmert, diesen Schrei nicht etwas milder brächte?

Sie hätte es nicht nötig. Denn auch der größte Hirsch sähe an ihrem Flockenhütchen, aut welche Fee von Dame er Rücksicht zu nehmen hätte. –

Frühlingswunder

Aus lichtblauen Opferschalen
strömt des Frühlings Kraft hernieder;
über goldenen Pokalen
rauschen Sonnenliebeslieder.
Knospenwunder öffnen sich
und erblühn für Dich und mich.

In die grün geträumte Hülle
klingt des Himmels blau Geläute;
aus der zarten Farben Fülle
jauchzt des Lebens Sonnenfreude,
und der Schönheit Farbenglut
strömet Dir und mir im Blut.

Hans Guthardt

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

4. Fortsetzung

"Das ist schön", meinte Volmar nach einer Weile stillen Nachsinnens, "daß wir am frohen Tag der Heiligen auch der Armen im Fegfeuer gedenken."

"Ja, und die ganze Gemeinschaft der Heiligen ist dann beisammen", nickte der rothaarige. "Die ecclesia triumphans, das ist die triumphierende Kirche, schaut vom Himmel auf uns herab, die wir in den Chorbänken die ecclesia militans,, das heißt die streitende Kirche, verkörpern und die Psalmen für die ecclesia patiens, das ist die leidende Kirche im Fegfeuer, singen."

"Das ist sehr schön", sagte Volmar abermals. "Da ist ja wirklich die ganze Gottesfamilie beisammen."

"Jawohl! nur kommt es mir manchmal vor, als wenn wir armen Klosterschüler mehr zur leidenden als zur streitenden Kirche zu rechnen seien", seufzte Konrad, "wegen der vielen Wassersuppen und wegen des Tages der Streiche, der nun bald wieder bevorsteht!"

"Hast du denn viel zu erwarten?" lachte Volmar.

"Einen ganzen Buckel voll, das kannst du mir glauben!" stöhnte Konrad. "Aber jetzt pack hier das schwarze Antipendium mit an, sonst knurrt der Sakristan über unsere Bummelei, und die Rechnung für den Tag der Streiche wird noch dicker."

Eine Weile schafften die beiden nun schweigend am hohen Altar, wo sie dem Pater Ansgar manche Handreichung machten. Als sie aber wieder in der Sakristei waren, um eine Anzahl weißer Wachskerzen gegen gelbe Trauerlichter auszutauschen, begann Konrad wieder:

"Übrigens, du hast recht, Volmar, es wird tatsächlich heute hier jemand begraben."

"So, wer denn?" fragte der Kleine neugierig.

"Du kennst doch die Klause, die man von außen an das Kirchenchor gebaut hat? Ja, und da wollen sich heute ein paar fromme Seelen einmauern lassen. Da wird in der Kirche zuerst so eine Art Begräbnisfeier gehalten, weil die für die Welt sterben und sich begraben lassen, wenn sie in ihre Einsiedelei ziehen."

"Ja, aber wer will sich denn da einmauern lassen?" fragte Volmar erschrocken.

"Was weiß ich? Halt so ein paar Klausnerinnen, wie sie alle sind. Sicher sind sie schon sehr alt und haben wackelige Zähne und Warzen auf der Nase. Im Lendel sitzt auch so eine in ihrer Klause, die sieht aus wie eine Eule!"

"Nun ist aber genug geschwatzt", fuhr jetzt die Stimme des Sakristans drohend dazwischen, der soeben in die Sakristei gekommen war, um nach seinen lässigen Gehilfen zu schauen. "Sonst sag ich es dem Pater Magister. Der merkt es vor für den Tag der Streiche!"

"Das tut ihr uns nicht an, Pater Ansgar", jammerte der Rothaarige. "Aber sagt uns noch schnell, wer heute in die Klause einzieht!"

"Was geht das euch Grünschnäbel an?" zürnte der Sakristan. "Ihr werdet es noch früh genug sehen. Also vorwärts jetzt! Da, nehmt die gelben Kerzen und die Fakeln für die Chorsäulen!"

So ging's denn wieder geschäftig an die Arbeit.

*

Eine Stunde später war der ganze Konvent im Chor versammelt. Viel größer war er, seit das Kloster im Frühjahr vom Mainzer Erzbischof zur Abtei erhoben worden war.

Die Mönche sangen die Psalmen aus dem Totenoffizium. Am Altar knisterten die gelben Kerzen, und an den Säulen brannten die Fackeln. Bis auf den letzten Platz war die Kirche gefüllt. Viel Rittervolk kam heute zum Klosterberg hinaufgestiegen, und der rote Konrad hatte soeben noch seinem Freund Volmar zugeflüstert, so viele Güldensporen seien wohl noch nie über das Grab des heiligen Disibod geklirrt. Aber auch aus den Bauernhöfen und den Taglöhnerhütten im Nahetal war heute hierher gepilgert, wer eben kommen konnte.

"Requiem aeternam!" klang es ernst und trostvoll vom Chor der Mönche. Die Gedanken der frommen Klosterpilger gingen ein paar Jahre oder Jahrzehnte voraus zum letzten Erdenstündlein und weiter bis in das stille Reich der Seelen, die auf die Heimkehr zum Herzen Gottes warten.

"Requiem aeternam!" murmelten die Lippen der Beter im Kirchenschiff zum Gesang der Mönche. "Friede den Toten und ewiges Licht den Seelen im Schmerzensreich!"

Nun war das Totenoffizium zu Ende. Da erhob sich Herr Burchhard, der Abt, ging zum Altar und wandte sich den Gläubigen im Gotteshaus zu.

"Ihr habet, vielliebe Christen", begann er mit klarer, wohltönender Stimme, "mit uns der Lieben gedacht, und eure Gedanken sind ewige Wege ge-

gangen. Einmal kommt für uns alle die Stunde, da wir der Welt und ihrem Glanz Lebewohl sagen müssen. Selig der Mensch, der diesen Abschied mit frohem Herzen tut und seine Seele freudig in die Hände Gottes zurückgibt. Ein solches Sterben ist schön, ein friedvoller Heimgang zu Gott.

Es gibt aber Menschen, die den Abschied von der Welt und ihrem Schimmer nicht bis auf ihre letzte Lebenstunde verschieben wollen. Es gibt Menschen, die Reichtum, irdische Ehre, Verwandte und Familienglück mitten im Leben schon mit freudigem Herzen verlassen, um ihr ganzes Sein und Wesen von nun an in Gottes Hände zu geben. Wir, die Mönche des heiligen Vaters Benedikt, taten so am Tag, da wir unser Ordensgelöbnis machten.

Heute aber nehmen diesen Abschied von den Erdendingen drei Töchter aus edelsten Häusern im jungen Frühling ihres Lebens, um sich fürderhin ganz Gott und seinem Dienst zu weihen. Wer solchen Abschied nimmt, für den hat der Tod keine Schrecken mehr, weil er alles das, von dem zu scheiden uns die Todesstunde so bitter macht, freiwillig Gott zu Liebe und zur Ehre schon verlassen hat. Der Herr aber wird das großmütige Geschenk der drei edlen Herzen nicht unerwidert lassen. Das aber ist Gottes Gnade für die, so sich schon auf Erden ganz in Seine Hände geben, daß Er ihnen schon hienieden eine Ahnung des ewigen Friedens und einen Schein des ewigen Lichtes zuteil werden läßt. Für solches Glück aber ist kein Opfer zu groß. Es möge das auch denen ein Trost sein, die in dieser Stunde von ihren Töchtern Abschied nehmen fürs Leben. Gott weiß, wie schwer den Eltern das Opfer werden mag. Aber Gott weiß auch zu lohnen über alles menschliche Begreifen!" Ein paar Herzschläge lang schwieg Abt Burchhard. Dann rief er mit bewegter Stimme:

"So mögen denn zum heiligen Opfertisch hinzutreten, die fürderhin als Klausnerinnen auf dem Berg des heiligen Disibod zu wohnen sich entschlossen haben, und, wenn sie ihr Vorhaben nicht gereut, den Vertrag der heiligen Gottesweihe auf den Altartisch niederlegen, nämlich die Gräfin Jutta von Sponheim mit ihrer Nichte gleichen Namens und Hildegard, die Tochter des Burgvogts Hildebert von Böckelheim!"

Totenstill ward es im weiten Gottesraum. Dann schritt die Gräfin von Sponheim über das hohe Chor der heiligen Opferstätte zu und legte ein versiegeltes Schriftstück unter das Altartuch auf den Reliquienstein. Heiliger Ernst war auf dem jungen Gesicht, aber auch der Glanz einer übergroßen Freude.

Ihr folgte, die Augen zu Boden gesenkt, ihre Nichte Jutta, ein zehnjähriges Mädchen mit roten, frischen Wangen, die nun vor heiliger Aufregung und Verlegenheit glühten. Auch sie legte den Vertrag auf den heiligen Gottestisch nieder.

"Wackelige Zähne und Warzen auf der Nase, hab ich Esel gesagt!" brummte Konrad verknirscht. "Ich Esel! Ich ausgemachter Esel!" Wer weiß, welche Ehrentitel sich der reumütige Klosterscholar noch zugelegt hätte, aber nun sah er ein Bild, das ihm völlig den Atem nahm.

Die Chorstufen hinan stieg das Mägdlein Hildegard in schneeweißem Kleid, ein Kränzlein von Blüten im Haar. Ihre Hände trugen die Urkunde der Gottesweihe ehrfürchtig wie ein kostbares Heiligtum. Bleich war das junge Gesicht, ganz durchseelt durch die Gottesheimsuchung vieler, vieler Leidenstage. Die großen Augen, die das Kind unverwandt auf die silberne Sakramentstaube gerichtet hatte, leuchtete in tiefem, wundersamen Glanz.

Pater Egbert, der Buchmaler, beugte sich in seiner Chorbank vor und starrte auf die kleine Oblate, die auf den Altar zuschritt. Wie war ihm doch? Hatte er denn nicht dieses Bild schon vor etlichen Jahren hier an der gleichen Stelle gesehen, damals, als er die Initiale für Märiä Opferung malte? War das nun Wirklichkeit oder himmlische Erscheinung?

Aber es war der Buchmaler nicht allein, der ein überirdisch Bild zu sehen glaubte. Die Mönche und Scholaren im Chor wandten keinen Blick von dem wundersamen Kind, das in so zarter Jugend den Weg in die gottgeweihte Einsamkeit nahm. Manchen alten Graukopf wurden die Augen naß, und selbst die Buben im Mönchshabit wagten kaum zu atmen vor heiliger Ergriffenheit. Die Beter im weiten Kirchenschiff, die harten, derben Bauern, Winzer und Fischer von der Nahe, die Frauen und Mütter aus den Taglöhnerhütten im Tal, alle spürten sie, wie ein großes, seltsames Geheimnis nach ihrem Herzen griff. Es war ihnen, als wären sie Zeugen eines großen, leuchtenden Wunders geworden. Hie und da wollte das Mitleid sich regen, Mitleid mit diesem zarten Kind, das Eltern und Geschwister verließ, um in die armes Klause zu ziehen; aber dann war es ihnen doch wieder, als sei das Mitleid hier fehl am Platz, wo ein so reines, unschuldiges Herz sich in Gottes Hände gab. Das war ja, als wenn jemand vor ihren Augen in den Himmel hineinstieg. Hie und da wischte sich einer verstohlen die Augen; aber weinen? Weinen durfte man um ein so glückliches Kind wohl nicht!

Nein, Gott würde die Erde trotz aller Frevel, mit der sie bedeckt war, nicht in Seinem Zorn verstoßen! Nein, nein! Er würde sich liebend herniederneigen und sie segnen um dieses Kindes willen, das sich Ihm schenkt, so wundersam und zart wie eine Blume im Frühling! Gottes Gnade und Liebe über dieses Kind! Um seinetwillen würde der Herr sich der armen sündigen Menschenkinder erbarmen.

Der kleinen Hildegard aber war es, als tue sich über ihr der ganze Himmel auf. Sie sah nicht die Mönche in ihren dunklen Kutten, sih sah den Heiligen Gottes im ewigen Glanz und in ihrer Mitte das wunderbare, herrliche Licht, das sie schon einmal an dieser heiligen Stätte hatte schauen dürfen, das große, lebendige Licht, in dem Gott selber wohnt. Und sie fühlte, wie das ewige Leuchten nach ihrer eigenen Seele griff, sie erhellte und durchglühte bis in den tiefsten Grund, sie hineinzog in den unendlichen Glanz. Wie im Traum stieg sie die Stufen zum Altar hinan und legte ihren heiligen Vertrag auf den Opfertisch.

"O immaculata hostia! O du reines, unschuldiges Opfer!" murmelte der greise Pater Suitbert vor sich hin und faltete die Hände wie zum Gebet. Es war

ihm zu Mute, als musse er sein "Nunc dimittis" singen. "Nun, o Herr lässest Du Deinen Diener nach Deinem Worte in Frieden fahren; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

"Herr, sei uns gnädig um dieses Kindes willen!" flehten die Gläubigen im Kirchenschiff und schlugen an ihre Brust.

"Nimm unser Kind, Herr, und mache es glücklich!" beteten Herr Hildebert und Frau Mechtild, die heute ihr kostbarstes Gut zum Opfer brachten.

Durch das schmale Chorfenster fiel ein Strahl der Herbstsonnen und hüllte die kleine Gottesbraut in goldenen Glanz.

Dem Klosterschüler Volmar aber was es, als sei vor seinen Augen heute am Allerheiligentag einer der seligen Himmelsbewohner in die Klosterkirche hinabgestiegen, als hätten sie nicht recht getan, das Gotteshaus seines Schmuckes zu berauben und in ein Trauergewand zu hüllen.

*

Nun gab der Abt ein Zeichen. Die Mönche traten aus den Gestühlen, nahmen Kerzen in die Hände und ordneten sich zur Prozession. Voran schritt Bruder Sturmi mit einem großen Tragkreuz, von zwei Kerzenträgern begleitet. Dann folgten die Scholaren, die Hände ehrwürdig unter dem Skapulier gefaltet. Auf den jungen Gesichtern, die sonst so gern in die Welt hinein lachten, lag jetzt ein schöner, heiliger Ernst. Hinter den Mönchen schritt, den Hirtenstab in der Hand, Herr Burchhard,der Abt. Dann folgten die drei Gottgeweihten, die nun ihren Weg in die neue Heimstatt nahmen. Die Gläubigen im Kirchenschiff schlossen sich an, ihnen das Geleit zu geben.

Vom Klosterturm läutete das Totenglöcklein, als die Prozession durch das Kirchtor ins Freie schritt. Aber seine Stimme klang heute nicht klagend, sondern hell und froh, nicht wie zu einem Begräbnis, sondern zu einem leuchtenden Fest. Auch durch den ernsten Psalmengesang klang es wie verhaltener Jubel!

"Requies mea in saeculum saeculi!" sangen Mönche und Scholaren, als der Zug am Tor der Klause anlangte. "Meine Ruhe für alle Ewigkeit!"

Mit glänzenden Augen schaute Hildegard zu dem armen Hütlein auf, das nun für viele Jahre ihre neue Heimstatt sein sollte. Wie ein Schwalbennest schmiegte es sich an die Chorwand der Kirche. Klein war es. Eng mußten die Kammern sein, die es haben mochte. Aber dem Kind schien die Klause über alle Maßen schön.

Mit frohem Herzen schritten die drei Gottgeweihten über die Schwelle ihrer Klause, während die Mönche sangen: "Dies ist das Haus des Herrn, fest gebaut und wohlgegründet auf sicherem Fels."

Ein letzter Gruß den Eltern und Geschwistern, ein letztes Lebewohl allen, die das Geleite gaben, dann traten Handwerker hinzu und vermauerten das Tor der Klause. Die Hände zitterten den Werkleuten, während sie mit Hammer und Kelle Stein auf Stein setzten.

Viele der Umstehenden schluchzten laut. Hugo, der Domscholar, der von Mainz herübergekommen war, und das Mädchen Mechtild vermochten ihre Tränen nicht zurückzuhalten. Selbst Roderich, der junge Ritter, und Hatto und Trautwin, die beiden Knappen, wußten ihren Schmerz kaum zu beherrschen. Die Mutter war bleich bis in die Lippen. Als aber Herr Hildebert ihr ein Wort frommen Trostes sagen wollte, wehrte sie lächelnd ab:

"Es bedarf des Trostes nicht. Wer sein Kind in Gottes Obhut gibt, hat zur Klage keinen Grund, wenn auch das arme Herz den Schmerz der Trennung fühlt."

Schweigend löschten die Mönche ihre Kerzen und ordneten sich zum Rückweg. Auch das muntere Völklein der Scholaren sprach kein Wort. Mancher der Buben wischte sich heimlich die Augen.

"Ob sie glücklich sind in ihrer Klause? fragte der rothaarige Konrad seinen Freund Volmar ein wenig zweiflerisch. Aber der schaute den Knaben nur groß an und nickte stumm.

Aus der Klause kam in diesem Augenblick ein wunderbares Singen. Die drei Geweihten stimmten in ihrer Einsamkeit den Hymnus höchster Gottesfreude an, den Menschen je auf Erden sangen:

> Magnificat anima mea Dominum!
> Hochpreiset meine Seele den Herrn,
> Und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland.
> Denn Er hat angesehen die Niedrigkeit Seiner Magd.
> Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschechter!

"Da hast du die Antwort", sagte Volmar zu seinem Freund Konrad.

> Denn Großes hat er an mir getan,
> Der da mächtig ist und dessen Name heilig!

Schweigend stand die Menge, und selbst die Mönche hielten auf ihrem Rückweg zur Kirche ein und lauschten dem heiligen Lied:

> Und Seine Barmherzigkeit währet von Geschlecht zu Geschlecht, für die, so Ihn fürchten.

Leise flackerte das ewige Licht vor dem Altar der Klosterkirche und warf einen verklärenden Schein auf die drei Gottgeweihten, die an dem Chorfenster ihrer Klause standen und im Jubel ihres Herzens das hohe Lied der Gottesfreude zu Ende sangen.

Botschaft in Elfenbein.

Drei Fenster hatte die Klause auf dem Disibodenberg. Das erste hieß das Gottesfenster, weil es zum Chor hin führte. Es war das größte, in der Mitte von einer kleinen Rundsäule durchteilt. Das zweite stellte die Verbindung mit der Außenwelt her. Dorthin kamen die Klosterleute, wenn sie irgendeinen Auftrag für die drei Eingeschlossenen hatten, oder wer sonst hier etwas ausrichten wollte. Das war das Redefenster. Durch das dritte Fenster schließlich konnte man in den schönen Garten schauen, der zur Klause gehörte, rings von einer hohen Mauer umschlossen. Das Gartenfenster wurde es von den Klausnerinnen genannt. Ein Pförtlein führte in den Garten hinaus, in dem es prächtige Obstbäume, Blumen und Kräuter gab.

Viele Stunden am Tag weilten die Reklusen beim

Gottesfenster, wo sie der heiligen Messe und oft auch dem Chorgebet der Mönche beiwohnten. Jutta von Sponheim, welche die beiden Mädchen jetzt ehrfürchtig Magistra oder Meisterin nannten, hatte ein Buch, in dem die Psalmen aufgeschrieben waren. So stimmte sie denn fröhlich mit in den Chorgesang ein. Die beiden Mädchen konnten nichts anderes als das Gloria Patri mitsingen, und es tat ihnen herzlich leid, daß sie nicht mehr von den heiligen Gottesliedern verstanden. Hätten sie wenigstens lesen gekonnt!

Hildegard brachte am zweiten Tag nach ihrer Einschließung schon ihren sehnlichsten Wunsch vor:

"Lehrt uns die Buchstaben, Magistra!" bat sie herzlich. Die Meisterin aber lächelte:

"Geduld, liebes Kind, wir sind ja kaum erst hier zu Hause." Dann aber holte sie einen Kasten hervor, indem eine Menge aus Elfenbein geschnitzter Zeichen waren.

"Da habt ihr sie, die Buchstaben", sagte sie fröhlich und schüttelte den Kasten den Kindern in den Schoß. "So, nun lernt lesen!"

Zuerst wurde es den Kindern ganz wirr im Kopf, als sie all die seltsam gewundenen und verschnörkelten Zeichen sahen, und die kleine Jutta erklärte sofort:

"Das lerne ich nie, die auseinanderzuhalten!" Allmählich aber kam doch Licht in die Sache. Die Meisterin erklärte immer wieder mit großer Geduld jeden einzelnen Buchstaben, und bald wußten die Kinder schon ganze Wörter und Sätze damit zusammenzulegen. Sie mußten dann die gleichen Zeichen im Psalmenbuch suchen, und bald konnten sie auch dort ein Wort nach dem anderen lesen.

Ja, freilich, lesen konnten sie nach und nach. Aber wenn sie gemeint hatten, sie würden jetzt die heiligen Texte auch verstehen, hatten sie sich doch sehr geirrt. Ein Glück war es, daß die Meisterin daheim bei den Mönchen in Sponheim ein wenig Latein gelernt hatte. So konnte sie den Kindern doch den Sinn der herrlichen Gotteslieder erklären.

"Ihr müßt uns das Latein richtig lehren, Meisterin!" bat Hildegard ungeduldig. "Sagt uns doch Wort für Wort, was das alles heißt!"

Die Magistra machte sich wirklich daran, den Kindern nicht nur Lesen und Schreiben beizubringen, sondern sie auch in der heiligen Gottessprache zu unterrichten. O weh! Das war eine dornenvolle Arbeit! Der kleinen Jutta tat nach der ersten Stunde schon das Köpfchen weh. Aber sie hielt doch wacker durch, und wenn sie jetzt im Garten Kräuter pflückte oder Unkraut ausjätete, deklamierte sie mit großem Eifer vor sich hin:

"Deus — Gott! Mensa — der Tisch! Gloria — die Ehre! Domus . . . Domus . . . Domus . . . Ach Hildegard, was heißt doch noch Domus? Ich hab es wirklich wieder vergessen!"

"Domus — das Haus!" wußte Hildegard sofort. Was sie einmal gelernt hatte, das vergaß sie ganz gewiß nicht wieder. Es war ihr immer zu wenig, was sie in jeder Stunde bei der Magistra lernte, aber die Meisterin nahm Rüchsicht auf ihre Nichte, die zwar in Garten und Küche sehr gut zu gebrauchen war, aber für die lateinische Sprache keine allzugroße Begabung zeigte.

Hildegard jedoch fand einen Weg, wie sie noch eine Menge Wörter nebenbei lernen konnte. Und das kam so:

Eines Tages hatten die beiden Mädchen recht eifrig am Redefenster, durch das dies Sonne schien, Buchstaben zusammengelegt. Als aber das Glöcklein zur Komplet rief, hatten sie den Kasten mit den Elfenbeinzeichen am offenen Fenster stehenlassen. Am anderen Morgen nach der heiligen Messe erwartete sie eine ganz große Überraschung.

Sie fanden auf der Fensterbank einen herrlichen Strauß schöner roter und weißer Astern, und neben den Blumen waren eine Menge der weißen Buchstaben nebeneinandergelegt.

"Wer hat denn das gemacht?" fragte Hildegard erstaunt. Aber dann steckten die beiden Mädchen die Köpfe zusammen und lasen, was in blinkendem Elfenbein geschrieben stand. Eine Weile dauerte es schon, aber dann entzifferten sie gemeinsam den Satz:

"Die Blumen schenkt euch Volmar."

"Volmar? Wer ist denn Volmar?" fragte Hildegard verwundert. Aber das wußte Jutta ganz genau.

"Das muß der kleine flachsblonde Klosterschüler sein, der in der Kirche neben dem Rothaarigen seinen Platz hat. Den hab ich schon öfters hier herumstreichen sehen. Ob wir es der Meisterin sagen?"

"Natürlich!" meinte Hildegard. "Wir dürfen doch keine Geheimnisse vor ihr haben." Die Magistra aber lachte nur, als die Kinder ihr die Geschichte erzählten, und sagte:

"Das dürfen wir so bös nicht nehmen, daß uns der Bub hat eine Freude machen wollen." Nein, die beiden Mädchen waren auch gar nicht bös. Nur meinte Hildegard, sie dürften doch in Zukunft den Kasten mit den Buchstaben nicht mehr am offenen Fenster stehenlassen.

Das Nichtchen der Meisterin aber fing gerad an diesem Tag mit einem wahren Feuereifer an, Buchstaben zu legen, und als das Glöcklein zur Komplet rief, war sie immer noch dabei, am Redefenster mit den Elfenbeinplättchen zu hantieren. Erst im letzten Augenblick kam sie mit hochrotem Köpfchen zum Chorgebet.

Als Volmar, der Klosterschüler am anderen Morgen sich heimlich wieder zu der Klause hinschlich, fand er dort in Elfenbein den Satz geschrieben:

"Wir danken für die Blumen!" Da wurde er rot vor Freude, legte drei schönwangige Äpfel auf die Fensterbank und machte sich abermals mit den Buchstaben zu schaffen.

Nach der heiligen Messe konnte die kleine Jutta es kaum abwarten, bis sie wieder zum Redefenster kam. Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände, als sie die schönen Äpfel fand, und dann buchstabierte sie mit Hildegards Hilfe den Satz:

"Die Äpfel sind nicht gestohlen!"

"Dann können wir sie essen", entschied Jutta sofort und schlug ihre blanken Zähne in eine der herrlichen Früchte. Leider machte die Magistra jetzt ein ernstes Gesicht. Sie meinte, das müsse nun doch ein Ende haben mit der Buchstabenpost auf der Fensterbank. Wenn es sich noch um geistliche Dinge

handelte, möchte es ja angehen, aber Blumen und Äpfel seien doch sehr irdische Gegenstände.

Einen Tag lief Jutta mit ernstem Gesicht herum. Sie schien sich den Kopf zu zerbrechen, ohne zu einem vernüftigen Ziel zu kommen.

“Hildegard”, sagte sie endlich, als die beiden Mädchen im Garten waren, um aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen. “Hildegard, weißt du keine geistlichen Dinge, die wir den Volmar fragen könnten?”

“Dafür ist so ein Klosterschüler doch wohl nicht der richtige Mann.Aber gib acht, du schüttest dir das Wasser über dein Kleid.”

So fand denn der Briefwechsel auf der Fensterbank ein schnelles Ende. Daß Jutta allerdings manchmal versehentlich doch den Kasten da stehen ließ und dann am anderen Morgen irgend etwas dort geschrieben stand, das war Zufall, und man durfte es der zehnjährigen Klausnerin gar nicht so übelnehmen, daß sie sich darüber ein ganz klein wenig freute.

Hildegard aber war es, die schließlich wieder anfing, auf der Fensterbank Buchstaben auszulegen. Die Meisterin hatte zum erstenmal ein lateinisches Wort nicht gewußt, das in den Psalmen vorkam, “tribulatio” hieß das Wort, und das hatten die Sponheimer Mönche der jungen Gräfin damals noch nicht verdeutscht. Lange riet man hin und her, was das seltsame Wort wohl zu bedeuten habe, ohne zum Ende zu kommen. Aber dann konnten sie ja den Psalm aur der Sonntagskomplet nicht verstehen! Was war da zu machen?

Schließlich wußte Hildegard Rat.

“Es ist doch sicher ein geistliches Wort, wenn es in den Psalmen steht”, sagte sie am Abend zu ihrer kleinen Gefährtin.

“Natürlich ist es ein geistliches Wort!” antwortete Jutta. “Aber warum meinst du das?”

“Die Magistra hat doch gesagt, geistliche Dinge dürfe man am Redefenster verhandeln.”

“Ja, natürlich!” rief Jutta begeistert. “Der Volmar kann doch Latein. Der muß uns das Wort übersetzen!” So kam es, daß am Abend auf der Fensterbank in Elfenbein zu lesen war:

“Was heißt tribulatio!” Am anderen Morgen war prompt die Antwort da:

“Bedrängnis! Gott bewahre euch davor!”

So konnten die drei Klausnerinnen den Komplet-Psalm übersetzen.

Jutta bekam jetzt auch am Latein ein größeres Wohlgefallen. Am meisten freute sie sich seltsamenweise immer, wenn die Tante ein Wort nicht wußte. Aber dafür war dann ja die Fensterbank da. Dort bekam man schon die richtige Antwort.

Das ging allerdings eines Tages mächtig in die Brüche. Man war an einen Psalm gekommen, in dem der mordsschwere Satz zu lesen war:

“Factus sum sicut uter in pruina.” Factus sum heißt: ich bin geworden. Das wußte die Magistra, und sicut hieß: wie. Aber: uter in pruina! Da war der Haken. Das brachte die Meisterin nicht heraus.

“Der Volmar weiß es!” triumphierte Jutta. Also stand am Abend die Elfenbeinfrage auf der Fensterbank: “Uter in pruina?”

Armer Volmar! Da ließ auch ihn das Latein im Stich. Lange stand der Klosterschüler mit gefalteter Stirn vor der schweren Aufgabe. Von den drei Wörtern wußte er nur eines: in! Das heißt auf deutsch ebenfalls in. Aber uter! Nein, das wußte er nicht. Pruina? Hieß das nicht die Pflaume? Natürlich! Also in der Pflaume! Was steckt in der Pflaume? Ein Stein natürlich! Aha! das war des Rätsels Lösung. “Stein in der Pflaume!” schrieb Volmar siegesbewußt mit leuchtenden Lettern.

“Ich bin geworden wie ein Stein in der Pflaume”, mußte der Psalmvers also heißen.

“Merkwürdig! Da stimmt doch etwas nicht!” schüttelte Hildegard den Kopf. Aber Jutta meinte zuversichtlich:

“Es wird schon stimmen. Der Volmar weiß alles, und in den Psalmen stehen manchmal seltsame Vergleiche.”

“Ich bin geworden wie ein Stein in der Pflaume” teilten die beiden Mädchen der Magistra beim Morgenbrot fröhlich mit. Die aber starrte die Kinder groß an.

“Was soll denn das heißen?”

“Uter in pruina! Stein in der Pflaume!” sagte Hildegard. Da lachte die Meisterin hellauf.

“Der Volmar scheint doch noch einige Lücken im Latein zu haben. Ich habe nämlich soeben Pater Suitbert am Gottesfenster gefragt. Es heißt ganz anders! Ich bin geworden wie ein Schlauch im Frühreif, heißt es. Da wird der Schlauch nämlich morsch und brüchig, wie unser Herz, wenn es fern ist von Gott. Wir wollen uns doch lieber in Zukunft beim Pater Suitbert Rat holen. Der ist doch zuverlässiger als der Volmar.”

Hildegard war damit einverstanden. Aber Jutta meinte, der Stein in der Pflaume hätte ihr viel besser gefallen als der Schlauch im Frühreif, und sie wurde den Gedanken nicht los, ob nicht doch der Klosterschüler im Recht sei und der Pater Suitbert im Unrecht. Der sei doch schon so alt und könne sich auch einmal irren.

Aber mit der lateinischen Nachhilfe auf der Fensterbank war es leider nun auch zu Ende. Übrigens hatte der Pater Magister den Volmar bei seinen morgendlichen Besuchen an der Klause entdeckt, und so fand von der anderen Seite das Spiel mit den Elfenbeinbuchstaben nun auch sein Ende.

Allmählich kam der Winter. Die Äpfelbäume im Garten verloren die letzten Blätter, und der Wind trieb mit dem goldenen Laub über den abgeernteten Gartenbeeten sein loses Spiel. Früh kam jetzt immer schon der Abend. Aber es wurde dann erst recht schön in der Klause, wenn die Magistra das Licht anzündete, wenn man sich um das prasselnde Kaminfeuer setzte und das Spinnrad surren ließ. Die Kinder wurden auch bald in das Geheimnis der Spinnkunst eingeführt. Sie mußten Wolle krempeln, den Rocken halten, die Spindel drehen und den Faden mit dem Daumen herausziehen. Das machte ihnen bald ein großes Vergnügen, und als die Meisterin erst begann, mit den beiden Mädchen aus schönem Stoff ein Kleid zu nähen, das sie am Weihnachtstag der armen Gertrud, die die Kostergänse hütete, schenken wollten, war die Freude grenzenlos.

Mit heiligem Eifer ging es nun stets an die Arbeit und die Mädchen konnten den Abend kaum erwarten. So viel wußte die Magistra auch zu erzäh-

len, allerlei Legenden und Geschichten aus dem Nahetal, bei denen es einem manchmal wirklich unheimlich wurde, schöne Erzählungen, aus dem Leben unserer lieben Heiligen oder von der Huld und Gnade, die die Muttergottes einem armen Menschen erwiesen hatte. Am liebsten aber hatten es die Kinder, wenn die Meisterin ihnen aus der biblischen Geschichte erzählte.

Wie schön war das, wenn sie das Paradies mit all seinen Herrlichkeiten schilderte, daß man die Blumen und Früchte fast wirklich vor Augen sah! Wie wunderbar war die Geschichte von der Arche Noe! Wie schön wußte die Magistra zu erzählen, wie Herr Fuchs und Frau Häsin einträchtig in das rettende Schiff hineingewandert sind, wie der liebe Gott den Noe ermahnte, er solle die Tiere in der Arche auch reichlich füttern, bis er selber wieder für sie sorgen könnte.

Da konnte Hildegard gar nicht genug fragen.

"Wie sieht denn der Wolf aus? Hat er lange Ohren und läßt er sie hängen wie ein Dackel, oder trägt er sie schön aufrecht wie ein Hase? Ja, den Löwen, den kenne ich schon. Den haben die Fahrenden einmal in einem Käfig auf die Burg gebracht und ihn genau beschrieben. Das weiß ich noch alles. Auch einen Bären haben die bei sich gehabt. Aber einen Tiger hab ich noch nicht gesehen. Wie sieht er denn aus, der Tiger? Beschreibt ihn mir doch mal ganz genau, Magistra!" Ja, da hatte die Meisterin Mühe genug. Aber geduldig kam sie jedem Wunsche ihrer kleinen Schutzbefohlenen nach, so gut sie es selber konnte.

Eines Tages aber erbat sie sich ein Buch, das Pater Wilfried, der Bibliothekar, ihr gerne gab. In deutscher Sprache war es geschrieben und hieß: "Die Geschichte von den Tieren." Viele Bilder waren darin gezeichnet, und nun steckten die Klausnerinnen an manchem Abend die Köpfe über diesem Buch zusammen, und die Magistra las den beiden all die vielen Sagen und Geschichten vor, die da über allerlei Tiere zu finden waren. Davon konnte Hildegard gar nicht genug hören und sehen, und das Kompletglöcklein rief an solchen Abenden immer viel zu früh.

Oh, es war schön in der Klause auf dem Disibodenberg. Viel schöner aber sollte es erst noch werden; denn jetzt kam eine wundersame und große Zeit, der heilige Advent.

Die große Freude.

Der Advent brachte den ersten Schnee. Die Kinder streuten den Vögeln im Garten Brosamen, damit sie nicht zu hungern brauchten. Die Spatzen pickten die Krumen gleich von der Fensterbank, und der gefiederten Gäste, die täglich um die Klause schwirrten, wurden immer mehr.

Schön waren jetzt die Abende am Kamin, wenn die Meisterin beim flackernden Feuer von der großen Sehnsucht der Menschen nach dem Heiland sprach, von den Weissagungen der Propheten und dem wundersamen Stern, der den Kommenden verhieß.

Hildegard wandte an solchen Abenden keinen Blick von der Erzählenden, und immer wieder mußte die Magistra lächelnd mahnen, die Arbeit nicht zu vergessen.

"Wir müssen doch zu Weihnachten das Kleid für die arme Gertrud fertig haben. Also jetzt wird einmal eine halbe Stunde lang geschwiegen und gearbeitet."

Emsig flogen die Nadeln und Fäden durch das künftige Festgewand der Gänsehirtin. Jutta seufzte zwar ein wenig unter dem Schweigegebot, war aber nun doppelt fleißig. In der Seele der kleinen Hildegard klang alles nach, was die Meisterin gesagt hatte. Und Bilder standen vor ihrer Seele, seltsame, gewaltige Bilder!

Es war ihr, als stiege aus einem tiefen Abgrund die Finsternis und lege sich über die ganze Erde wie eine ungeheure, alles zermalmende Last. Dann griff die Dunkelheit nach dem eigenen Herzen, kalt und schwer und voll namenlosem Grauen. Angst überfiel das Kind, lähmende dumpfe Angst. Alles Leid des Advents warf sich über seine Seele und schrie nach Licht und Erlösung. Dann aber stiegen die Seher Gottes aus der Dunkelheit, die Sterne in den Händen trugen und der Welt das kommende Licht verkündeten. Und Hildegard sah, wie über der Nacht ein Leuchten aufging, schwach zuerst und verzagt, dann aber immer gewaltiger und mächtiger, bis der ganze Himmel in Flammen zu stehen schien und die Erde hell wurde von seinem Glanz.

Licht, Licht! Das große heilige Licht! Voll Jubel und Klingen ward da die Welt, Himmel und Erde wurden eins in einem Glanz, in einem Klang, in einem Lied, das aus allen Höhen sang und in allen Tiefen ein jauchzendes Echo fand: "Gloria in excelsis Deo! Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!"

"Träumst du, Hildegard?" hörte sie jetzt wie aus weiter Ferne die kleine Jutta. "Die halbe Stunde des Schweigens ist vorbei, und ich habe dich schon zweimal etwas gefragt."

Hildegard aber sagte leise, während ihre Augen in seltsamem Lichte aufstrahlten:

"Ich habe den Advent gesehen!"

Da läutete das Glöcklein zur Komplet. Eilig packten die drei ihre Sachen zusammen und gingen zum Gottesfenster. Länger als gewöhnlich verharrte die Meisterin heute vor dem Tabernakellicht. Sie betete für das seltsame Kind, das Gott ihr anvertraut hatte.

*

Der Garten war weiß von Schnee, und die Tage des Advents waren von heimlichem Glanz erfüllt. Ein wundersames Ahnen ergriff die Seelen der drei Gottgeweihten, ein Ahnen der unendlichen Liebe, die am Weihnachtstag aller Welt zuteil werden sollte. Wie oft hatten sie daheim schon das Christfest gefeiert, aber nie hatten sie das Geheimnis der Liebe Gottes, das dieser Tag offenbaren sollte, mit solch tiefer Seligkeit gespürt.

Die kleine Jutta ward in den letzten Tagen vor Weihnachten von einer heiligen Unruhe gepackt. So viel gab es ja noch zu tun, wenn man das alles recht zurüsten wollte für den seligen Tag. Das Kleid der Gänsehirtin war nun glücklich fertig. Aber Lebkuchen mußte noch gebacken werden, und die Magistra hatte ihr versprochen, daß sie dabei helfen dürfe.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Wir bringen in der heutigen Nummer einen Artikel über den Beruf zum Priestertum, und einen zweiten über die verfolgte Kirche in China. Das Priestertum ist gesegnet, Christi Blut täglich in den Händen zu halten. Es ist in der Kirche hinter dem Eisernen Vorhang gesegnet mit dem Blut eigenem Martyriums. Die Kirche wird geschlagen, und die Kirche ist am Wachsen. Überall braucht sie den Priester, den zu erziehen wir ihr durch unsere Priesterstudenten Bursen helfen wollen. Den Priestern selbst sei unser Beten geschenkt, damit sie ausharren, wo immer Gott sie gesandt hat, ob an den Altar reicher Kathedralen oder in ärmste Missionen — oder gar ins Blut!

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	**$2,259.37**

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	**$2,118.25**
Mr. Paul Ehman, Craik, Sask.	**10.00**
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	**10.00**
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	**30.00**
Mrs. Z. Farsang & Mutter, Toronto, Ont.	**3.00**
Anna Thiringer, Venice, Calif.	**1.00**
	$2,172.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	**$8,346.45**
Mrs. Rosina Schmitz, Humboldt, Sask.	**1.00**
Clem Timmermann, St. Gregor, Sask.	**5.00**
	$8,352.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask**

Bücherbesprechungen

Dr. Alois Spindler, **Das 21. Allgemeine Konzil / Wende oder Enttäuschung?** 71 Seiten, 3.30 DM. Erschienen in der Reihe "Die Information". Verlag Wort und Werk GmbH, Köln-Müngersdorf, Brauweiler Weg 103.

Seitdem Papst Johannes XXIII. im Januar 1959 die Einberufung eines Allgemeinen Konzils ankündigte, ist dieses Problem nicht nur bei Katholiken, sondern auch bei vielen Andersgläubigen akut. Was ist ein Konzil? Was will das kommende Konzil? und viele andere Fragen verlangen eine klare, eindeutige Antwort. Dem Verfasser, Seminarprofessor in Hildesheim, sowie dem Verlag sind wir dankbar für die Herausgabe dieser Schrift, der ersten in deutscher Sprache, mit einer zusammenfassenden Darlegung über all das, was man über ein Konzil wissen möchte. Der Kolpingspräses wird dieses wissenschaftlich fundierte Werk mit Nutzen auch seinem Religionsvortrag in der Kolpingsfamilie zugrunde legen.

Nikolaus Lauer, **Priminus, der Wanderer Gottes. Roman** (Pilger-Verlag, Spyer, 352 S., mit 17 Bildern, 12,80 DM). Der bekannte Volksschriftsteller, dem wir schon manche wertvollen historischen Romane verdanken, schenkt uns hier ein neues Buch, das uns schon aus Heimatliebe besonders nahe angeht. Denn der Abtbischof Pirminus, ein Zeitgenosse des heiligen Bonifatius, ist der Gründer der weltberühmten Abtei Reichenau am Bodensee! Er ist auch der Gründer von Kloster Gengenbach im Schwarzwald, von Murbach im Elsaß, von Hornbach in der Pfalz, und die Spuren dieses "Wanderers Gottes" erstrecken sich über den ganzen südwestdeutschen Raum bis nach Luxemburg und die Ardennen. Er ist einer der großen Baumeister des Abendlandes in einer sturmbewegten Zeit, vor deren Hintergrund Nikolaus Lauer die Gestalt dieses bisher allzu wenig bekannten Heiligen in ergreifender Größe lebendig werden läßt. Seiner dichterisch auschaulichen und warmherzigen Erzählungskunst gelang hier wieder ein echtes Volksbuch, das uns menschlich zu fesseln weiß. das Christenherz bereichert und uns zugleich den Blick weitet in einen großen Raum der Geschichte Europas, das heute aufs neue an einer entscheidenden Wende steht.

Anton Gabele, **Am Strande der Gezeiten.** Erzählungen. (Drei-Linden Verlag, Kreßbronn/Bodensee, 9.80 DM).

Eine prächtige Sammlung von Gedichten unseres schwäbischen Landsmannes, kleine Meisterwerke eines Dichters und doch lebensecht und volkstümlich bis in die letzte Zeile. Diese Erzählungen lugen hinter die Dinge und den Menschen ins Herz und zwingen darum auch zur heilsamen Gewissenserforschung.

Reinhold Schneider, **"Der Tod des Hächtigen".** (Herder Verlag, Freiburg, 56 Seiten, 3.80 DM).

Eine der schönsten und gehaltvollsten Erzählungen des Dichters, die er noch während des Krieges schrieb, um das Siechtum und den Tod Ludwigs XI. und einem Heiligen, der den gewaltigen Herrscher für die Gnade gewann.

Clara Nordström, **Kajsa Lejondahl.** Roman. (F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 301 S., 10.80 DM).

Eine Neuauflage des vielgelesenen Romans der schwedischen Dichterin. die darin aus der Erinnerung an ihre Jugendzeit ein ergreifendes Frauenschicksal gestaltet.